Griechische Prosaiker

in

neuen Uebersetzungen.

Herausgegeben

von

C. N. v. Osiander, Prälaten zu Stuttgart,

und

G. Schwab, Ober-Consistorial- und Studienrath zu Stuttgart.

Zweihundertneunundsiebenzigstes Bändchen.

Stuttgart,

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1856.

Plutarch's
Werke.

Sechsunddreißigstes Bändchen.

II.

Moralische Schriften.

Siebenzehntes Bändchen,

übersetzt

von

Dr. H. Reichardt.

Stuttgart,
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1856.

Siebentes Buch.

Vorrede.

Lieber Sossius Senekio! Die Römer führen den Ausspruch eines geistreichen und geselligen Mannes — wer es nun auch gewesen sein mag — im Munde, welcher, nachdem er allein gespeist hatte, bemerkte, er habe heute nicht gespeist, sondern gegessen, womit er zu verstehen gab, daß die Mahlzeit immer durch eine heitere Gesellschaft gewürzt sein wolle. Nun behauptet zwar Euenus, das Feuer sei die schmackhafteste Würze, und Homer nennt das Salz göttlich, und das Volk nennt es Chariten, weil sein Zusatz die meisten Speisen dem Geschmacke anpaßt und angenehm und reizend macht; für die Mahlzeit dagegen und die Tafel bildet in Wahrheit die göttlichste Würze die Theilnahme eines Freundes oder Vertrauten oder Bekannten, nicht dadurch, daß er mit ißt und trinkt, sondern durch die gegenseitige Unterhaltung, wenn sie nämlich nutzbringenden und überzeugenden und geeigneten Inhalts ist. Denn Viele gerathen durch die alberne Schwätzerei beim Weine in schlimme Leidenschaften und dadurch ins Verderben. Deshalb muß man bei der Einladung zu einer Mahlzeit sich nicht blos bewährter Freunde, sondern ebenso auch einer annehm-

baren Unterhaltung versichern und ganz anders denken und sprechen als die Lakedämonier; denn wenn diese einen jungen Menschen oder einen Fremden in ihren gemeinschaftlichen Speisesaal mitnehmen, zeigen sie ihm die Thüre mit den Worten: Hier darf kein Wort hinausgehen. Wir aber gewöhnen uns unter einander an eine solche Unterhaltung, die durch Jeden von uns allgemein bekannt werden darf, weil ihr Inhalt weder freventlich noch verleumderisch, noch boshaft noch unanständig ist; wie man an den Beispielen sehen kann, deren siebentes Zehnd dieses Buch enthält.

Erste Frage:

Zur Vertheidigung des platonischen Lehrsatzes, daß das Getränke durch die Lunge einfließe.

1. Einem der Trinkgenossen fiel es zur Sommerszeit ein, folgenden allgemein bekannten Vers laut herzusagen:

Netz' die Lunge mit Wein; geht ja der Stern eben am Himmel auf.

Da bemerkte Nikias, ein Arzt aus Nikopolis: man darf sich nicht wundern, wenn ein Dichter, wie Alkäus, etwas nicht wußte, was selbst der Philosoph Plato nicht gewußt hat. Dennoch kann man zur Vertheidigung des Alkäus sehr wohl so viel zugeben, es sei wahrscheinlich, daß die dem Magen sehr naheliegende Lunge auch von der Feuchtigkeit desselben profitire und somit wohl von ihr gesagt werden könne, sie werde benetzt; der Philosoph aber hat so bestimmt behauptet (Timäus p. 70), das Getränke laufe durch die Lunge hindurch, daß er selbst Denen, die den besten Willen haben, ihn zu ver-

theidigen, kein wirksames Beweismittel dazu hinterlassen hat. Denn es ist wirklich ein großer Irrthum. Fürs Erste nämlich ist es, da die flüssige Speise mit der trockenen sich nothwendig vermischen muß, selbstverständlich, daß beide ein gemeinschaftlicher Behälter aufnimmt, der Magen nämlich, welcher die Speise eingeweicht und befeuchtet an den Unterleib abgibt. Zweitens: wie sollten die im Mischtrank getrunkenen Gerstengraupen durch die durchgängig glatte und kompakte Lunge hindurchgehen, ohne hängen zu bleiben? Diesen Einwurf hat ihm Erasistratus mit allem Recht gemacht. Und wahrlich, wenn er, wie es einem Philosophen zusteht, bei den meisten Gliedern des Körpers ihren Zweck und den Bedarf, für welchen die Natur jedes derselben geschaffen hat, erforschen wollte, lag es da nicht nahe, daran zu denken, daß die Thätigkeit des Kehldeckels eben dazu bestimmt ist, während des Verschluckens der Speise die Luftröhre fest zuzudecken und so zu verhindern, daß nichts daneben in die Lunge hineinkomme; denn sie bekommt von dem Husten rauhe Stellen und Risse, wenn etwas *) von dem eindringenden Getränke unvermerkt in sie hineingleitet. Diese Zwischenthüre, welche sich nach beiden Seiten wenden läßt, legt sich, wenn wir sprechen, auf den Schlund, beim Essen und Trinken aber auf die Luftröhre, um dem Athem den Kanal für das Aus- und Einathmen rein zu erhalten. Ferner weiß man, daß Die, welche nur langsam trinken, einen kälteren Unterleib haben als Diejenigen, welche die Flüssigkeit in vollen Zügen zu sich nehmen, weil in diesem Falle durch die Gewalt des Andrangs die Flüssigkeit schnell in die Blase hinabgetrieben wird; im ersteren Falle aber sich länger bei der Speise aufhält und diese erweicht und dann sich mit ihr

*) Der Schluß des Satzes von hier könnte möglicherweise auch so verstanden werden: wenn sich etwas in den Kanal des Athems verirrt.

verbindet und daran hängen bleibt. Dies würde nicht eintreten, wenn die Flüssigkeit sich gleich beim Schlucken absondern würde, wohl aber, wenn wir mit dieser die Speise verbinden und sie mit ihr zusammen gehen lassen, indem sie die Flüssigkeit gleichsam als Fuhrwerk benützt, wie Erasistratus sagt.

2. Nach dieser Erklärung des Nikias bemerkte der Grammatiker Protogenes, Homer habe zuerst erkannt, daß der Kanal der Nahrung der Schlund und der des Athmens die Luftröhre sei, welche man in alter Zeit Aspharagus nannte, daher man auch die Leute mit starker Stimme Erispharagi zu nennen pflegte. Homer also sagt, Achilleus habe den Hektor getroffen (Il. XXII. 325. 328. 329.)

An der Kehle, wo ist die gefährlichste Stelle des Lebens;
Doch nicht völlig zerriß der gestählete Speer ihm die Kehle,
Daß er mit Worten ihm noch im Gespräch zu erwidern vermochte,

und bezeichnet damit die Kehle als den besonderen Kanal der Stimme und des Athems; *) daß aber der Schlund der Kanal für die Nahrung sei, sagt er in den Worten (Il. XXIV. 642 f.):

Jetzt erst hab' ich mit Kost mich gelabt und funkelnden Wein auch
In den Schlund mir geschüttet.

3. Als es nach dieser Rede stille wurde, sagte Florus: So werden wir es also geschehen lassen, daß Plato ohne Vertheidigung **) verurtheilt wird. Gewiß nicht, erwiderte ich, denn wir würden dann mit Plato auch den Homer verloren geben, welcher so wenig die Flüssigkeit von der Luftröhre ausschließt und auf einen anderen Weg

*) Das Folgende bis zum Schluß des Kapitels beruht auf Wyttenbachs Ergänzung einer Textlücke.

**) Wörtlich: in contumaciam; wenn nämlich eine Partei beim gerichtlichen Termin ausblieb, so gab sie eben damit den Proceß für sich verloren.

weißt, daß er diese sogar neben der Flüssigkeit auch Speise auswerfen läßt (Od. IX. 373 f.):

— Dem Schlund entstürzten mit Weine
Stücke von Menschenfleisch;

man müßte denn annehmen, daß der Kyklop, wie nur Ein Auge, so auch für die Nahrung und die Stimme nur Einen Durchweg gehabt habe, und daß mit „Schlund" die Gurgel und nicht die Kehle gemeint sei, welche doch in früherer wie jetziger Zeit allgemein so genannt wird.*) Uebrigens habe ich dies nicht aus Mangel an Zeugen, sondern zur Steuer der Wahrheit beigebracht, denn für Plato gibt es eine Menge guter Zeugen. Man kann zwar, wenn man will, den Eupolis bei Seite lassen, welcher in der Komödie „die Schmeichler" sagt:

Zum Trinken hat ihn ja Protagoras ermahnt,
Damit vor'm Hundsstern er die Lunge mache leicht;

und ebenso den eleganten Eratosthenes, welcher sagt:

Und mit lauterem Wein netzend die Tiefe der Lung';

aber Euripides sagt doch wohl deutlich:

Der Wein, der durch der Lunge Röhren fließt hinab,

und beweist damit, daß er etwas schärfer als Eratosthenes gesehen hat; denn er erkannte, daß die Lunge Hohlgänge hat und mit Poren durchbohrt ist, durch welche die Flüssigkeit hindurchgeht. Denn der Athem hatte zu seiner Ausströmung keine Poren nöthig, vielmehr ist

---

*) Statt der in dieser Unterredung großentheils herrschenden Confusion der Vorstellungen und Namen unterscheidet man bekanntlich heutiges Tags der Wirklichkeit entsprechend die Luftröhre, deren weiterer Eingang der Kehlkopf und die Speiseröhre, deren Eingang der Schlund ist.

die Lunge zum Behuf der Flüssigkeit und dessen, was mit ihr hineingleitet, so siebartig und porenreich. Und eben so, mein Lieber, wie dem Schlunde, kommt es auch der Lunge zu, Gerstengraupen und Kleie mit auszuwerfen; denn unser Schlund *) ist nicht, wie Manche meinen, glatt und schlüpfrig, sondern hat unebene Stellen, an welche natürlich die feinen und kleinen Stücke, wenn sie auf dieselben gerathen, sich anhängen und so nicht verschluckt werden. Man kann aber nicht gut das Eine oder das Andere behaupten, denn die sinnreiche Wirksamkeit der Natur läßt sich nicht in Worten ausdrücken, und die specielle Thätigkeit der Organe, die sie benützt — ich meine den Lebensgeist und die Wärme — läßt sich nicht entsprechend darstellen. Weiter lade ich als Zeugen für Plato vor den Lokrer Philistion, einen gar sehr alten Mann, der durch eure Kunst **) berühmt geworden ist, und Dioxippus, den Schüler des Hippokrates; denn diese Beiden weisen dem Getränke keinen andern Weg an als Plato. Dioxippus hat den vielgerühmten Kehldeckel nicht übersehen, vielmehr behauptet er, in dessen Gegend sondere sich beim Schlucken die Flüssigkeit ab und fließe in die Luftröhre, während die Speise sich in den Magen hineinwälze, und zwar komme in die Luftröhre nichts Eßbares hinein, dagegen nehme der Magen neben seiner trockenen Nahrung auch einen mit derselben verbundenen Theil der flüssigen Nahrung in sich auf. Denn es ist wahrscheinlich, daß der Kehldeckel als Scheidewand und Vertheiler ***) sich vor die Luftröhre lege, da-

*) Statt „Schlund" muß dem Zusammenhang nach „Lunge" gelesen werden.

**) Die Heilkunde.

***) Statt ταμιεῖον: Vorrathskammer, ist wahrscheinlich zu lesen ταμίαν: Vertheiler.

mit das Getränk sachte und allmählich durchsickere, und nicht durch schnelles und massenhaftes Eindringen den Athem zurückdränge und störe. Darum haben auch die Vögel keine Kehldeckel, weil sie das Wasser nicht schlappen *) noch schlürfen, sondern den Schnabel eintauchen und das Wasser nur langsam durchlassen und so die Luftröhre ganz ungestört befeuchten. Doch werden es jetzt der Zeugen genug sein. Für die Ansicht des Plato aber spricht fürs Erste schon unsere sinnliche Wahrnehmung; denn bei einer Verwundung der Luftröhre wird die Flüssigkeit nicht hinuntergeschluckt, sondern man sieht sie, wie wenn ein Kanal einen Riß bekommt, herausströmen und wie aus einem Springbrunnen hervorquellen, wenn auch der Schlund gesund und unverletzt geblieben ist. Sodann wissen wir Alle, daß bei der Lungenentzündung ein sehr heftig brennender Durst eintritt in Folge der Trockenheit oder der Hitze, oder aus einer andern Ursache, welche zugleich mit der Entzündung auch den Durst hervorbringt. Ein noch stärkerer Beweis dafür aber ist es, daß diejenigen Thiere, welche von Natur keine oder nur eine sehr kleine Lunge haben, durchaus nichts zu trinken bedürfen und auch kein Gelüste darnach haben, weil nur bestimmte Glieder des Körpers ein natürliches Verlangen nach Flüssigkeit **) haben; daher solche Thiere, welchen diese Organe fehlen, eine durch sie vermittelte Wirksamkeit weder bedürfen noch verlangen. Endlich würde auch die Harnblase für alle Geschöpfe, welche eine solche haben, überflüssig erscheinen. Denn wenn der Magen zugleich mit der Speise auch das Getränk in sich aufnimmt und dem Unterleibe zuführt, dann braucht es keines besonderen Kanals für den aus der

*) D. h. mit hohler Zunge saufen.

**) Andere wollen statt ὑγρόν lesen οἰκεῖον ἔργον: nach der ihnen naturgemäßen Wirksamkeit.

flüssigen Nahrung ausgesonderten Harn, sondern es genügt eine einzige Oeffnung nach unten für beide, gerade so, wie beide auch durch den gleichen Kanal in den Magen hineingekommen sind. Nun bestehen aber die Blase und die Eingeweide getrennt von einander, weil die erstere von der Lunge ausgeht, die letzteren aber vom Magen, und beide schon bei der Verschluckung sich geschieden haben. Daher sieht man auch an der flüssigen Ausleerung durchaus nichts, was der Farbe oder dem Geruch nach mit dem trockenen Auswurf Aehnlichkeit hätte, während es doch eine natürliche Folge wäre, daß die Flüssigkeit, wenn sie sich im Unterleib mit dem trockenen Auswurf vermengte, von dessen Eigenschaften angesteckt und nicht so rein und unbefleckt abgehen würde. Auch hat sich in den Eingeweiden noch nie ein Blasenstein gebildet, obgleich mit Grund anzunehmen ist, daß die Flüssigkeit hier ebenso wie in der Blase gerinnen und fest werden würde, wenn alles Getränke durch den Magen in den Unterleib ginge. Vielmehr scheint es, daß der Magen, gleich wenn die Flüssigkeit in der Luftröhre an ihm vorbeifließt, von derselben so viel an sich zieht, als er braucht, um die Speise zu erweichen und in Saft zu verwandeln, und daher auch keine überflüssige Flüssigkeit absondert, während die Lunge, wie den Athem, so auch die Flüssigkeit von sich aus an die derselben bedürftigen Glieder vertheilt, und dann den Rest in die Blase abgehen läßt. Dieses ist weit wahrscheinlicher als die andere Meinung, obwohl die volle Wahrheit in solchen Dingen schwerlich erreicht werden kann. Aber man durfte nicht mit solcher Anmaßung gegen einen Philosophen auftreten, der an Berühmtheit und geistiger Fähigkeit den höchsten Rang einnimmt, namentlich in einer so dunkeln Frage, die so viele Schwierigkeit für die Erklärung bietet.

Zweite Frage:

Warum werden die Samenkörner, welche auf die Hörner der Ochsen fallen, zu hart zum Kochen?

1. Bei dem gemeinschaftlichen Lesen des Plato (Gesetze p. 853) haben die Namen Kerasbolus *) und Ateramon **) uns oft Veranlassung zum Nachdenken gegeben; nicht zwar über ihre Bedeutung: denn es war allgemein bekannt, daß man glaubte, der Samen, welcher auf die Hörner der Ochsen falle, gebe eine unverdauliche Frucht, und daß man demgemäß einen eigenwilligen und unbiegsamen Menschen aufs Horn gefallen und unverdaulich nannte; sondern über die Ursache waren wir im Zweifel, aus welcher dies den auf die Ochsenhörner fallenden Samenkörnern widerfahre, und ich habe die Besprechung derselben meinen Freunden oft abgeschlagen, indem ich ihnen namentlich die Stelle im Theophrastus entgegenhielt, wo er viele Geschichten zusammenstellt, deren Ursache wir nicht auffinden können, wie z. B. daß die Henne, so wie sie ein Ei gelegt hat, sich und das Ei mit einem Strohhalme reinigt, daß die Robbe, wenn sie gefangen wird, ihren Lab ***) verschlingt, †) daß die Hirsche ihr Geweih ver-

---

*) Der Same, der beim Säen auf die Hörner der Ochsen gefallen war, und dessen Früchte nach dem Glauben der Landleute beim Kochen nicht weich wurden.

**) Unverdaulich.

***) Coagulum = die erste Muttermilch, die im letzten Magen der neugebornen wiederkäuenden Thiere gerinnt.

†) Aristoteles und Plinius behaupten das Gegentheil, daß nämlich die Robbe ihren Lab, der gegen die Epilepsie dienen soll, ausspeie, um ihren Verfolgern zu entgehen. So würde also statt *καταπίνουσα* zu lesen sein: *κατεμοῦσα*.

graben, und daß, wenn eine einzige Ziege die Braberdistel in den Mund nimmt, die ganze Heerde stehen bleibt. Unter diesen Beispielen zählt er auch den auf die Hörner fallenden Samen auf, als eine unzweifelhafte Thatsache, deren Grund aber unmöglich oder nur sehr schwer zu finden sei. Allein bei einem Gastmahle in Delphi setzten mir mehrere Freunde zu, weil nicht nur

Besserer Rath und Sinn bei vollem Magen sich finde,

sondern auch der Wein in unsere Besprechung viel mehr Eifer und in unser Urtheil mehr Zuversicht bringe, und baten mich, über diese Frage mich auszusprechen.

2. Als ich mich nun weigerte, fand ich gute Beistände an meinem Mitpriester Euthydemus und meinem Schwiegersohn Patrokles, welche viele ähnliche Beispiele aus der Landwirthschaft und dem Jagdwesen vorbrachten, z. B. daß Die, welche zur Beobachtung des Hagels aufgestellt sind, denselben mit Maulwurfsblut oder mit Fetzen von Weiberkleidern abwenden, und daß wilde Feigen, wenn man sie an veredelte Feigenbäume hängt, die Frucht der letzteren nicht abfallen lassen, sondern sie festhalten und ihre Reife beschleunigen, und daß die Hirsche, wenn sie gefangen werden, salzige, die Schweine süße Thränen vergießen. Wenn du aber dies untersuchen willst, warf Euthydemus ein, so wirst du gleich nachher auch über den Eppich und den Kümmel Rechenschaft geben müssen, warum man nämlich den ersteren im Aufkeimen zertritt und zerstört und glaubt, er werde so besser gedeihen, und warum man den letzteren unter Fluchen und Lästerreden sät.

3. Wie nun Florus bemerkte, dies seien unnütze Possen, aber die Untersuchung über den Grund des erstgenannten Falles dürfe man nicht deshalb, weil sie unbegreiflich scheine, aufgeben, erwiderte

ich: du hast ein Mittel gefunden, womit du mich zur Theilnahme an unserer Unterhaltung bewegen kannst, wenn du nämlich auch einige der vorliegenden Fragen auflösen willst. Ich also glaube, daß die Kälte jene Unverdaulichkeit im Waizen und den Hülsenfrüchten dadurch erzeugt, daß sie ihre Substanz bis zur Starrheit zusammenpreßt und verhärtet; die Wärme dagegen macht sie weich und verdaulich. Daher haben Diejenigen nicht Recht, welche im Widerspruch mit Homer behaupten:

Das Jahr bringt Frucht, nicht die Erde,

denn die von Natur warmen Gegenden bringen wegen der günstigen Temperatur der Luft weichere Früchte. Wenn nun die Samenkörner, so wie sie aus der Hand geworfen werden, gleich in die Erde einsinken, so haben sie, weil sie in diesem Verstecke geborgen und fruchtbar werden, mehr Genuß von der in der Erde befindlichen Wärme und Feuchtigkeit; diejenigen aber, welche auf die Ochsenhörner gerathen, erlangen, wie Hesiod sagt, nicht jene gute Lage, sondern wanken und gleiten herab und sehen aus, als ob sie eher geworfen als gesäet seien; und so zerstört sie die Kälte entweder gänzlich oder macht sie, wenn sie sich auf ihre unbedeckten Hülsen wirft, schwer zu erweichen und geschmacklos und holzartig. Du weißt ja selbst, daß bei Steinen die in der Erde befindlichen und Wurzeln gleichenden Theile von der Wärme sich weicher erhalten als die auf der Oberfläche liegenden. Daher verscharren die Handwerker die Steine, weil sie so durch die Wärme ganz weich werden; solche Steine dagegen, welche im Freien liegen und unbedeckt sind, werden prall und hart und schwer zu verändern und widerstreben so der Bearbeitung. Und die Früchte, sagt man, werden, wenn man sie längere Zeit auf der Tenne im freien Feld unbedeckt liegen lasse, härter als wenn sie sofort heimgeschafft

werden. Bisweilen macht auch der Wind das Korn, wenn er beim Worfeln darüber kommt, durch seine Kälte hart, wie dies in der makedonischen Stadt Philippi geschehen sein soll. Die aufbewahrten Vorräthe dagegen schützt die Spreu. Daher darf man sich nicht wundern, wenn man von den Landwirthen hört, daß von zwei neben einander liegenden Aeckern der eine leicht zu kochende, der andere nicht zu erweichende Frucht trägt, und, was das Merkwürdigste ist, die Schoten Eines Bohnenstocks geben ganz verschiedene Frucht, offenbar, weil auf die einen weniger, auf die anderen mehr kalter Wind oder Nässe gefallen ist.

Dritte Frage:

Warum ist beim Weine der mittlere, beim Oel der obere und beim Honig der untere Theil am besten?

1. Mein Schwiegervater Alexion lachte einmal über den Rath des Hesiodus (Werke und Tage 368 f.), man solle sich am Weine, wenn das Faß noch im ersten Anbruch oder am Ausgehen sei, satt trinken, aber bei der Mitte des Fasses sparsam damit umgehen, weil hier der kostbarste Wein sich befinde. Denn, sagte er, wer sollte nicht wissen, daß beim Weine der mittlere, beim Oele der obere und beim Honig der untere Theil der beste ist; Hesiodus aber meint, man solle den Wein in der Mitte unberührt lassen und warten, bis er in dem halbleeren Faß schlechter werde. Nach diesen Worten ließen die Gäste den Hesiod in Ruhe und machten sich an die Untersuchung über den Grund jenes Unterschieds.

2. Die Erklärung beim Honig machte uns nicht viel Schwierigkeit, da so ziemlich Jedermann weiß, daß der leichteste Theil

dies wegen seiner Lockerheit ist, ein fester und massiver Theil aber wegen seiner Schwere sich unter die andern zu Boden setzt, und wenn man das Gefäß umkehrt, so wird in kurzer Zeit jeder Theil den ihm zukommenden Platz wieder einnehmen, indem der eine nach unten, der andere nach oben sich bewegt. Aber auch beim Weine fehlte es nicht an überzeugenden Erklärungsversuchen. Denn es ist mit aller Wahrscheinlichkeit anzunehmen, fürs Erste, daß seine Kraft, welche in der Wärme besteht, sich zumeist nach der Mitte hinziehe und diesen Theil am besten erhalte; fürs Zweite, daß der untere Theil wegen der Hefe, und der obere, weil er dem verderblichen Einfluß der nahen Luft ausgesetzt ist, schlechter seien. Denn bekanntlich wird die Qualität des Weines durch die Luft sehr leicht verschlechtert. Deshalb gräbt man auch die Fässer ein und bedeckt sie mit Erde, damit sie so wenig als möglich mit der Luft in Berührung kommen. Das Merkwürdigste aber ist, daß der Wein in einem vollen Gefässe nicht so leicht verdirbt, wie in einem nicht ganz vollen; denn in den leeren Raum strömt viele Luft herein und verdirbt den Wein stärker, in den vollen Gefässen dagegen hält er durch sich selbst fest zusammen und läßt nicht viel Schädliches von außen eindringen.

3. Das Oel dagegen machte uns nicht wenig zu schaffen. Der Eine nämlich behauptete, der untere Theil des Oels sei deßhalb schlechter, weil er von den Hefen trüb gemacht werde; der obere Theil sei aber nicht besser, sondern scheine nur so, weil er von Dem, was ihm schaden könnte, am weitesten entfernt ist. Ein Anderer suchte den Grund in der Kompaktheit des Oeles, in Folge deren es nichts von anderen Flüssigkeiten in sich aufnimmt, außer wenn es mit gewaltigem Druck zurückgedrängt wird. Daher läßt es auch die Luft nicht in sich eindringen, sondern hält sie vermöge der Feinheit und Dichtigkeit seiner Theile fern von sich, so daß es von ihr, weil sie nicht über-

handnimmt, nicht viel zu leiden hat. Dieser Begründung schien jedoch einigermaßen Aristoteles zu widersprechen, welcher nach genauer Beobachtung erklärt, das Oel werde überhaupt in Gefäßen, die nicht ganz voll seien, wohlriechender und besser, und demgemäß der Luft das Verdienst dieser Verbesserung zuschreibt; denn sie wirkt durch ihre größere Menge stärker, wenn sie in ein nicht volles Gefäß eindringt.

4. Vielleicht aber, erwiderte ich, ist es die gleiche Wirkung, mit welcher die Luft das Oel verbessert und den Wein verderbt. Denn das Altwerden ist für den Wein zuträglich, dem Oel dagegen schädlich; aber die Luft benimmt dasselbe beiden, wenn sie ihnen beikommt. Denn das, was sich kühlen läßt, bleibt jung; was aber vermöge seiner Dichtigkeit das Durchwehen der Luft nicht zuläßt, veraltet schnell und stirbt ab, und man kann mit Sicherheit behaupten, daß die Luft das auf der Oberfläche Befindliche, weil sie ihm nahe kommt, frisch erhält. Darum ist beim Weine der obere Theil der schlechteste, aber beim Oel der beste, denn das Altwerden theilt jenem den besten, diesem den schlechtesten Zustand mit.

Vierte Frage:

Warum ließen die alten Römer den Tisch nicht ganz abräumen und die Lampe nicht auslöschen?

1. Florus, ein Verehrer des Alterthümlichen, ließ keinen Tisch leer abräumen, sondern immer noch einige Speisen auf demselben stehen. Und ich erinnere mich, bemerkte er, daß mein Vater und Großvater nicht nur diese Sitte streng einhielten, sondern auch nach der Mahlzeit keine Lampe auslöschen ließen, obwohl sie sonst das Oel nicht gerne nutzlos verbrannten. Da fragte Eustrophus aus Athen, der auch dabei war: aber was konnte ihnen denn dieses nützen, wenn

sie die List unseres Landsmanns Polycharmus nicht kannten, welcher erzählte, er habe nach langem Nachdenken endlich ein Mittel gefunden, um das Stehlen des Oels durch seine Sklaven zu verhindern. Er fülle nämlich die Lampen, so wie sie ausgelöscht seien, mit Oel voll, und sehe dann am andern Tage wieder nach, ob sie noch voll seien. Da lachte Florus und sagte: Da nun diese Aufgabe gelöst ist, so wollen wir uns jetzt nach dem wahrscheinlichen Grunde umsehen, aus welchem unsere Vorfahren mit den Lampen und Tischen so vorsichtig umgegangen sind.

2. Zuerst nun wurden die Lampen vorgenommen. Da meinte Cäsernius, der Schwiegersohn des Florus, die Altvordern haben sich vor der Vernichtung alles Feuers gescheut, wegen seiner Verwandtschaft mit dem nie verlöschenden heiligen Feuer; denn es gebe hier, wie beim Menschen, zwei Arten von Vernichtung, die eine, wenn man es gewaltsam lösche, die andere, wenn es in natürlichem Verlaufe verlösche. Das heilige Feuer nun haben sie gegen diese beiden Gefahren dadurch geschützt, daß man es fortwährend unterhielt und bewachte; das gewöhnliche Feuer dagegen ließen sie von selbst verlöschen und erzwangen es nicht mit Gewalt, und mißgönnten ihm sein Leben nicht, wie man etwa einem Hausthier das Leben nimmt, um es nicht nutzlos füttern zu müssen.

3. Da erklärte des Florus Sohn Lucius, er finde dies im Uebrigen ganz richtig, nur in Einem Punkte nicht. Das heilige Feuer nämlich werde nicht deshalb so verehrt und gepflegt, weil man es für besser und ehrwürdiger als anderes Feuer halte, sondern wie in Aegypten die Einen das ganze Hundegeschlecht für heilig halten und verehren, die Andern das Wolfs- oder Krokodilgeschlecht, aber nur ein einziges Stück der Race unterhalten, die Einen einen Hund, die Andern ein Krokodil, wieder Andere einen Wolf, weil es nicht

möglich wäre, Alle zusammen zu füttern; so sei auch in unserem Falle die besondere Pflege und Bewachung jenes heiligen Feuers nur ein Sinnbild der Scheue vor dem Feuer überhaupt. Denn nichts gleicht so sehr einem beseelten Wesen, wie das Feuer, welches sich selbst bewegt und ernährt und, wie die Seele, durch seine Helle Alles offenbar und sichtbar macht; hauptsächlich aber zeigt es seine Kraft als Lebensprincip dem Löschen und Zerstören gegenüber, denn es heult und braust und wehrt sich wie ein beseeltes Geschöpf, welches einen gewaltsamen Tod erleidet. Vielleicht aber, schloß er mit einem Blick auf mich, kannst du etwas Besseres vorbringen.

4. Ich habe, erwiderte ich, gegen die vorgetragenen Ansichten nichts einzuwenden, und möchte nur beifügen, daß diese Sitte auch eine Lehrerin der Menschenliebe ist. Denn es ist frevelhaft, die Speise, nachdem man sich daran satt gegessen hat, wegzuwerfen, oder eine Quelle, an der man sich gelabt hat, zu verstopfen und unsichtbar zu machen, oder die Wegzeichen zu Wasser und zu Lande, wenn man sie benutzt hat, zu zerstören, statt alles Brauchbare übrig und für Solche zurückzulassen, welche es nach uns bedürfen werden. Eben daher ist es auch unanständig, das Lampenlicht, wenn man es nicht mehr braucht, aus Knickerei auszulöschen, statt es zu erhalten und fortbrennen zu lassen für den Fall, daß Einer käme, der ein noch brennendes Licht nöthig hätte. Ja es würde, wenn es möglich wäre, nicht übel sein, wenn wir, so lange wir selbst im Schlafe ruhen, einem Andern unser Gesicht und Gehör und wahrlich auch unseren Verstand und Muth leihen könnten. Bedenke ferner, ob nicht die Altvordern, wenn gleich sie in ihrem Eifer ihrer Dankbarkeit manche Uebertreibungen gestatteten, doch sehr passend auch die fruchtbaren Eichen verehrten und die Athener einen Feigenbaum den heiligen genannt, und die Verletzung des heiligen Oelbaums verboten haben. Denn solche

Verehrung verleitet nicht zum Aberglauben, wie Manche behaupten, sondern gewöhnt uns vielmehr mittelst dieser empfindungs- und seelenlosen Geschöpfe an die Uebung der Dankbarkeit und Mittheilsamkeit unter uns selbst; daher Hesiod mit Recht verlangt (Werke und Tage 748), man solle keine Speise oder Zukost

In noch nicht zum Opfer gebrauchten Gefässen

auftragen, sondern zuvor dem Feuer ein Erstlingsopfer und eine Ehrengabe für seinen guten Dienst darbringen. So haben auch die Römer wohl daran gethan, daß sie den Lampen die Nahrung, die sie ihnen gegeben, nicht entzogen, sondern sie dieselbe lebend und leuchtend genießen ließen.

5. Nachdem ich so gesprochen, bemerkte Eustrophus: Diese Erklärung bietet uns wohl einen passenden Uebergang zu der Frage von der Tafel: man glaubte nämlich, man müsse für die Sklaven und ihre Kinder immer etwas von der Mahlzeit übrig lassen; denn das Theilnehmen an der Speise macht ihnen größere Freude als das bloße Empfangen derselben. Deßhalb schicken, wie man erzählt, auch die Perserkönige nicht blos ihren Freunden und Feldherrn und Leibwächtern immer Gerichte von ihrer Tafel zu, sondern lassen auch die Mahlzeit für die Sklaven und Hunde immer auf ihrem eigenen Tische vorsetzen, um so weit möglich Alle, deren Dienste sie brauchten, zu Tisch- und Hausgenossen zu machen. Werden ja auch die wildesten Thiere zahm, wenn man das Essen mit ihnen theilt.

6. Da sagte ich lachend: aber, lieber Freund, warum bringen wir nicht jenen zurückgelegten Fisch im Sprüchwort aufs Tapet, nebst dem Chönix *) des Pythagoras, auf welchen er zu sitzen **) verbot,

*) Das Getreidemaß, welches als Tageskost auf einen Menschen gerechnet wurde.

**) D. h. sein Brod müßig verzehren.

womit er uns die Lehre giebt, daß wir immer etwas von dem Gegenwärtigen für die Zukunft aufheben und heute auch an morgen denken sollen? Und wir in Böotien führen das Sprüchwort im Munde: „Laß auch für die Meder etwas übrig," seitdem die Meder plündernd und raubend Phokis und den angrenzenden Theil von Böotien durchzogen. Immer aber muß man sich den Spruch gegenwärtig halten: behalte auch für nachkommende Gäste etwas übrig. Deshalb bin ich auch mit der Tafel des Achilleus unzufrieden, die man immer leer und hungrig findet; denn als Ajas und Odysseus als Gesandte zu ihm kamen, so hatte er nichts in Bereitschaft, und mußte wieder von Neuem kochen und Zukost herbeischaffen, und als er den Priamus gastlich empfangen wollte, stand er wieder schnell auf und schlachtete ein weißes Schaf und brachte mit dem Zerstücken und Braten desselben einen großen Theil der Nacht zu. Eumäus dagegen, der kluge Zögling eines klugen Herrn, kam nicht in Verlegenheit als Telemachus erschien, sondern hieß ihn sogleich zu Tische sitzen und tischte ihm gebratenes Fleisch

Auf in Schüsseln, das gestern vom Mahl war übrig geblieben.

Wenn aber dies als unbedeutend erscheinen sollte, so ist es doch gewiß nichts Geringes, den Appetit zu beschränken und zurückzuhalten, während der Tisch noch Genüsse bietet. Denn Die, welche daran gewöhnt sind, sich dessen, was zur Hand ist, zu enthalten, vermissen es um so weniger, wenn sie nichts haben.

7. Jetzt nahm Lucius das Wort und sagte, er erinnere sich von seiner Großmutter gehört zu haben, daß der Tisch den Göttern heilig sei und nichts Heiliges leer sein dürfe. Mir aber, fuhr er fort, scheint der Tisch ein Abbild der Erde zu sein; denn außerdem, daß er uns nährt, ist er auch rund und standfest, und wird von Manchen

treffend Herd genannt. Denn wie wir wünschen, daß die Erde uns immer etwas Gutes biete, so glauben wir auch keinen Tisch sehen zu sollen, der leer und schwankend zurückbleibt.

Fünfte Frage:

Daß und wie man sich vor wollüstiger Musik hüten müsse.

1. Am Pythienfeste schloß Kallistratus, der von den Amphiktyonen bestellte Aufseher, einen Flötenbläser, der sein Landsmann und Freund war, auf Grund des Gesetzes von der Theilnahme am Wettkampfe aus, weil er sich zu spät hatte in die Liste einschreiben lassen. Allein zu dem Gastmahl, das er uns gab, *) führte er ihn nebst seinem Chore ein, herrlich aufgeputzt wie beim Wettkampf, mit Gewändern und Kränzen. Und wirklich spielte er anfangs sehr schön, dann aber, als er die Gäste ausgeschüttelt und untersucht und sich überzeugt hatte, daß die Mehrzahl, vom Vergnügen hingerissen, ihm keinen Widerstand leisten, sondern ihn treiben lassen werde was ihm beliebe, und daß er seinem Flötenspiel die Zügel schießen lassen könne, so entlarvte er sich gänzlich und führte eine Musik auf, von welcher Diejenigen, welche sie, wie es eben geht, im Uebermaß genossen, mehr berauscht wurden als von jedem Wein. Denn sie begnügten sich schon nicht mehr damit, von ihrem Sitze aus zu schreien und zu klatschen, sondern die Meisten sprangen zuletzt von ihren Sitzen auf und machten mit einander Bewegungen, die zwar sehr unanständig waren, aber zu diesem Spiel und Gesang sehr gut paßten. Als sie dann aufhörten, und das Gastmahl wie aus dem Wahnsinn wieder in ruhigen Zustand zurückgekommen war, wollte Lamprias über die Sache

*) In Delphi.

sprechen und den jungen Leuten offen seine Meinung sagen; da er aber doch fürchtete, er möchte zu unfreundlich und beleidigend werden, so schwieg er, bis ihm Kallistratus durch folgende Rede das Zeichen gab.

2. Ich will zwar, begann Kallistratus, die Hörlustigen und Schaulustigen nicht der Unmäßigkeit bezichtigen, aber doch stimme ich nicht ganz mit dem Aristoxenus überein, welcher behauptet, daß diese beiden Arten von Genüssen ausschließlich das Prädikat „schön“ verdienen. Denn man nennt ja auch die Zukost und die Salben schön, und nach einer heiteren und köstlichen Mahlzeit sagt man, es sei schön gewesen. Auch den Grund, aus welchem Aristoteles die Genüsse des Schauspiels und der Musik von der Unmäßigkeit frei spricht, weil sie nämlich ausschließlich den Menschen zukommen, während bei den übrigen Genüssen auch die Thiere zur Theilnahme befähigt seien, halte ich nicht für richtig. Denn man weiß aus Erfahrung, daß an der Musik auch viele unvernünftige Thiere sich ergötzen, wie z. B. die Hirsche an der Hirtenflöte, und wie auch zur Begattung der Pferde die bekannte Melodie Hippothorus auf der Flöte gespielt wird. Und Pindarus sagt, er sei durch den Gesang angezogen worden, gleich dem Delphin im Meere,

Welchen bei ruhiger Meerflut lieblicher Klang
Der Flöte vom Grunde herauftreibt.

Ferner fängt man die Eulen mittelst des Tanzens, dem sie gerne zusehen und dann, um es nachzumachen, die Schultern bald nach dieser, bald nach jener Seite werfen. Ich sehe also nicht ein, wie jene Genüsse den Vorzug haben sollen, daß sie allein der Seele angehören, die anderen aber auf den Körper beschränkt seien, und mit diesem ihr Ende erreichen, da ja die Melodie und der Rythmus und der Tanz und der Gesang an der sinnlichen Empfindung vorbeigehen und dem

Theile der Seele, welcher der Sitz der Freude ist, ihren Reiz und Kitzel zuführen. Daher brauchen sich diese Genüsse nicht zu verstecken, noch das Licht zu scheuen und bedürfen keiner umschließenden Wände, wie die Weiber sagen; vielmehr sind auch die Rennbahnen und Theater ihnen zu lieb gemacht, und in Gesellschaft Vieler eine Augen- oder Ohrenweide zu genießen, ist erfreulicher und anständiger, sofern wir natürlich nicht bei unmäßigem Wohlleben, sondern bei einer anständigen und gebildeten Unterhaltung möglichst viel Zeugen zu haben wünschen.

3. Nach dieser Rede des Kallistratus sprach Lamprias, als er sah, daß die Leiter der Musik nur noch dreister wurden: Nicht dies ist der Grund, lieber Sohn des Leon, sondern ich glaube, die Vorfahren haben mit Unrecht den Dionysus den Sohn der Lethe *) genannt, da sie ihn vielmehr als ihren Vater hätten bezeichnen sollen, der, wie es scheint, auch dich in diesem Augenblick vergessen läßt, daß die Ausschreitungen bei Lustbarkeiten theils von der Unmäßigkeit, theils aber auch von der Unwissenheit und Achtlosigkeit herkommen. Denn solche Fehler, deren verderbliche Folgen offen vor Augen liegen, werden allerdings von Solchen begangen, über deren Besinnung die Unmäßigkeit Meister geworden ist; wo aber die Folgen der Ausgelassenheit nicht unmittelbar eintreten, da lassen sie sich aus Unbekanntschaft mit den nachtheiligen Folgen zu solchen Handlungen hinreißen. Folglich nennen wir Diejenigen, welche im Essen und Trinken und in der Liebe kein Ziel finden, was dann Krankheiten und Verlust des Vermögens und einen schlechten Ruf zur Folge hat, unmäßig, wie den bekannten Theodektes, der an den Augen litt, und als seine Geliebte zu ihm kam, sagte: Lebe wohl, theures Licht, oder den Anaxarchus von Abdera,

*) Vergessenheit.

— Der selbst mit Bewußtsein
Elend war, weil immer die wonnetrunkne Natur ihn
Wieder verführte, vor welcher die meisten Sophisten sich fürchten.*)

Hingegen Solche, welche, den Gelüsten des Magens, der Wollust, des Gaumens und Geschmackes gewissenhaft widerstehen und sich sehr in Acht nehmen, daß sie nicht von ihnen berückt werden, dabei aber von andern Gelüsten umstrickt werden, welche unbemerkt in die Augen und Ohren sich einnisten und hier in Hinterhalt legen, nennen wir, obgleich sie ganz so, wie die Ersteren, der Leidenschaft verfallen sind, doch nicht ebenso ausschweifend und unmäßig, denn sie lassen sich nicht wissentlich, sondern aus Unerfahrenheit verführen und meinen sie beherrschen ihre Gelüste, wenn sie einen Tag ohne Speise und Trank in den Theatern zubringen, wie wenn sich ein irdenes Gefäß etwas darauf zu gut thun würde, daß man es weder am Bauche noch am Fuße fassen und aufheben könne, während es sich mittelst der Henkel leicht wegtragen läßt. Daher auch Arkesilaus sagte, es sei ganz gleich ob man mit den hinteren oder den vorderen Theilen ein Mannhurer sei. Man muß jedoch auch der in den Augen und Ohren kitzelnden Weichlichkeit und Wollust entfliehen, und darf nicht eine Stadt für uneinnehmbar halten, weil alle ihre anderen Thore durch Schlösser und Riegel und Fallthüren gesichert sind und nur durch ein einziges der Feind eindringen kann; so darf man auch nicht glauben, man sei von der Lust nicht bezwungen, weil man nicht von der Wollust, sondern nur von der Musik und dem Theater berückt ist, denn man hat sich damit ebenso vom rechten Wege entfernt, und seine Seele den Vergnügungen gefangen gegeben. Diese aber werden zu einem schärferen und künstlicheren Gifte als Alles, was ein Speisen- oder Salbenkoch

*) Aus Timon's Spottgedichten auf die Philosophen.

erfinden kann, wenn sie sich an die Melodien und Rythmen hängen, mittelst deren sie uns fortreißen und verführen, wie wir es gewissermaßen heute an uns selbst erlebt haben. Denn

Nichts zu tadeln war, noch abzuändern,

wie Pindarus sagt, an den Speisen, welche uns aufgetischt wurden,

Was Herrliches nur das Land und die Meerflut bietet,

und die soeben noch vor uns standen. Aber weder die Zukost, noch die Brodspeise, noch dieser vortreffliche Wein, den wir tranken, riß uns zu einer lauten Aeußerung des Vergnügens hin, während vorhin das Flötenspiel und der Gesang das ganze Haus, wo nicht die ganze Stadt, mit Lärmen und Klatschen und lautem Geschrei erfüllt hat. Deßhalb muß man sich vor diesen Genüssen ganz besonders in Acht nehmen; denn sie wirken am stärksten, sofern sie nicht blos, wie die Genüsse des Geschmackes, des Gefühles und Geruches, bis zu dem vernunftlosen und sinnlichen Theile der Seele dringen, sondern selbst die Denk- und Urtheilskraft angreifen. Sodann treten den andern Vergnügungen, wenn die Vernunft sie auch nicht völlig niederzuhalten vermag, oft andere Leidenschaften in den Weg; so hält auf dem Fischmarkt die Knickerei den Finger des Fischessers rein, und der Liebe zu einer kostspieligen Buhlerin pflegt der Geiz ein Ende zu machen; wie ja auch in einer Komödie des Menander, wo ein Hurenwirth seine Gäste durch eine stattliche Dirne, die er ihnen zuführte, zu verführen suchte, jeder Gast

Den Nachtisch in sich schlang mit vorgebeugtem Haupt.

Denn Geld borgen ist eine schwere Strafe für die Unmäßigkeit, und den Beutel zu öffnen ist nicht so leicht. Dagegen diese sich anständig nennende Leidenschaft für die Tonkunst, welche eine Ergötzung für Augen und Ohren im Gesang und Flötenspiel sucht,

kann sich diese Lustbarkeiten bei vielen Gelegenheiten umsonst und unentgeltlich verschaffen und zu Nutze machen, wie z. B. bei Kampfspielen, in Theatern und bei Gastmählern, wo Andere die Kosten tragen; daher Denen, welchen der Schutz und die Leitung der Vernunft abgeht, die Verführung sehr nahe liegt.

4. Wie es nun stille wurde, fragte ich: Was soll denn nun aber die Vernunft thun oder sprechen, um dagegen zu helfen? Sie wird uns doch nicht die Ohrberge *) des Xenokrates anziehen sollen, und uns auch nicht von der Mahlzeit fortjagen, wenn wir eine Lyra stimmen oder eine Flöte probiren hören? Gewiß nicht, erwiderte Lamprias, vielmehr müssen wir, so oft uns eine solche Gefahr droht, die Musen zu Hülfe rufen und uns auf den Helikon der Altvordern **) flüchten. Denn wer an einer prachtliebenden Frau Gefallen findet, dem darf man nicht die Penelope zuführen und nicht die Pantheia ***) zur Frau geben. Wer aber für verführerische und affectirte Schauspiele und Melodien und Gesänge eine Vorliebe hat, den kann man an Euripides und Pindarus und Menander verweisen, wo er sich, wie Plato (Phädrus p. 243) sagt, den unerfreulichen Eindruck auf das Gehör mit lieblichen Reden †) ausspülen ††) kann. Denn wie die Magier den Verrückten aufgeben, sie sollen die ephesischen Zauber-

*) Die Ohrenbedeckungen der Faustkämpfer; Xenokrates meinte, sie seien für junge Leute noch nöthiger.

**) D. h. zu den alten Dichtern; der Helikon ist der Musenberg.

***) Die aus Xenophons Kyropädie bekannte Gemahlin des Abradatas, welche, wie Penelope, durch ihre Sittsamkeit und eheliche Treue berühmt war.

†) Bildlich: Seewasser mit Süßwasser.

††) Schleiermacher übersetzt: mit einer trinkbaren Rede den Seegeschmack der bitteren hinunterspülen.

sprüche für sich im Zusammenhange hersagen, so werden wir, wenn wir bei einem solchen Getriller und Getanze

In Verzückung und Jauchzen schwärmend und hoch
Den Nacken getragen auch,

an jene erhabenen und ehrwürdigen Dichtungen denken, und die nichtigen Gesänge, Gedichte und Reden dagegen halten, so werden wir von diesen nicht sehr ergriffen werden und uns nicht wie von einer sanften Flußströmung seitwärts treiben lassen.

Sechste Frage:

Die sogenannten Schatten; und ob man zu Jemand auf Einladung eines Dritten zu Gaste gehen dürfe.

1. Homer erzählte, als einmal Agamemnon die vornehmsten Hellenen mit einem Gastmahl tractirte, sei auch Menelaus ungeladen dazu gekommen,

Denn er erkannte im Herzen, wie viel sein Bruder besorgte, *)

und wollte sein Versehen nicht bekannt werden lassen und ihn nicht durch sein Ausbleiben beschämen, wie es die tadelsüchtigen und mürrischen Leute machen, welche solche Versehen und Vergeßlichkeiten ihrer Freunde begierig ergreifen und sich lieber vernachlässigt als geehrt sehen, um Grund zu Vorwürfen zu finden. Es wurde nun darüber gesprochen, aus welchem Anlaß das Institut der Epikleten, welche man dermalen Schatten nennt, d. h. Solcher, die nicht selbst geladen sind, sondern von den zum Gastmahl Geladenen mitgebracht werden, aufgekommen sei. Man vermuthete, sie rühre von Sokrates

*) Il. II, 409.

her, welcher den Aristodemus veranlaßte, ungeladen mit ihm das Gastmahl des Agathon zu besuchen, wobei diesem eine lächerliche Geschichte begegnete. Denn Sokrates blieb unterwegs unvermerkt zurück und Aristodemus kam vor ihm in den Saal, ganz so wie ein dem Körper, wenn er das Licht von hinten hat, vorausgehender Schatten. Später jedoch wurde es beim gastlichen Empfang von Fremden, namentlich von Statthaltern, wo man nicht wußte, wie groß ihr Gefolge sei und wer bei ihnen im Ansehen stehe, nöthig, die Einladung dem Fremden zu überlassen, jedoch beschränkte man sie auf eine bestimmte Zahl, damit es den Gastgebern nicht gehe wie Einem, der den König Philipp auf sein Landgut einlud; denn dieser kam mit einem großen Gefolge, während die Mahlzeit nur für Wenige zugerichtet war. Wie er nun die Verlegenheit des Wirths bemerkte, ließ er im Stillen bei seinen Freunden herumsagen, sie möchten auch noch für den Kuchen ein Plätzchen übrig lassen, so daß sie in dessen Erwartung von den aufgetragenen Gerichten nur wenig genoßen und so die Mahlzeit für Alle ausreichte.

2. Nachdem ich der Gesellschaft dieses vorgeschwazt hatte, meinte Florus, man solle ernstlich über die sogenannten Schatten verhandeln, da man im Zweifel darüber sei, ob es für die so Geladenen sich schicke, mitzugehen. Da verwarf nun sein Schwiegersohn Cäsernius die Sache kurzweg und sagte, man müsse hierin vor Allem dem Rathe des Hesiodus folgen (Werke und Tage 340), nur

Freunde zur Mahlzeit zu laden,

oder wenigstens nur Bekannte und Angehörige zur Theilnahme an der Opferspende, *) der Mahlzeit und der heiteren Unterhaltung beim

*) Wir haben hier die drei Bestandtheile eines Gastmahls, zuerst die Mahlzeit, bei der nicht getrunken wurde, und nach dieser das Trinkgelage mit Opferspenden (Trankopfern), sodann wurde die Mahlzeit beschlossen und das Trinkgelage eröffnet.

Weine einladen. Gegenwärtig aber geht es uns wie Solchen, welche Schiffe vermiethen und Alles, was man ihnen bringt, einladen müssen; denn ebenso lassen wir Andere unsere Gastmähler mit Leuten vollstopfen, wie sie gerade kommen, gleichviel, ob sie artig oder unartig sind. Ich würde mich jedoch wundern, wenn ein Mann von feiner Lebensart auf eine solche Einladung hin oder vielmehr ohne Einladung kommen würde, da der Gastgeber einen solchen oft gar nicht kennt; wenn er ihn aber kennt und mit ihm im Verkehr steht und ihn doch nicht eingeladen hat, so müßte dieser sich noch mehr schämen, zu ihm zu gehen, und wie zu dessen Beschämung gewissermaßen gewaltthätig und gegen dessen Willen an seine Tafel zu sitzen. Ferner macht es, er mag früher oder später kommen als der, welcher ihn zu einem Dritten eingeladen hat, einen unangenehmen Eindruck und ist unanständig, ein Gastmahl zu besuchen, wenn man Zeugen dafür braucht, daß man nicht ungerufen, sondern als Schatten von Diesem oder Jenem zur Mahlzeit komme. Andererseits ist das Begleiten eines Andern und das Warten, bis er sich gesalbt und gebadet hat, ob er nun langsam oder schnell macht, in hohem Grade unanständig und gleicht dem Betragen des Gnathon, der es am besten verstand, auf anderer Leute Kosten zu speisen. Und wenn man bei keiner anderen Gelegenheit mit mehr Recht sagen kann:

> O Zunge, wenn mit rechtem Maß du prahlen willst,
> Laß hören!

wie beim Weine, wo Allem, was man spricht und thut, die größte Freiheit der Rede und des Scherzes zukommt; wie soll sich ein Solcher benehmen, welcher kein ächter und doch auch kein ungerufener Gast, sondern gewissermaßen unächt und in die Trinkgesellschaft eingeschmuggelt ist? Denn er ist in allen Fällen, ob er von der Redefreiheit mit den Gästen Gebrauch macht oder nicht, der Chikane aus-

gesetzt; und die Leichtigkeit, mit der sich ihr Titel in muthwilliger und possenhafter Weise ausbeuten läßt, ist kein kleines Uebel auch für Die, welche nicht empfindlich dagegen sind, sondern sich dazu hergeben, auf den Namen Schatten einzugehen; denn wer sich aus einem beschimpfenden Namen nichts macht, gewöhnt sich auch leicht bei seinem Handeln an die Schande. Daher gestatte ich den Gästen, welche ich einlade, Schatten mitzubringen, weil dies in unserer Stadt die herrschende Gewohnheit ist, die man nicht leicht umgehen kann; wenn ich aber selbst von einem Anderen zu einem Dritten eingeladen werde, so bestehe ich immer noch darauf, keine Folge zu leisten.

3. Als nach diesem Vortrag Stille eintrat, bemerkte Florus: Dieser zweite Punkt bietet größere Schwierigkeit, und doch ist eine solche Einladung, wie oben bemerkt, bei der Bewirthung von Fremden nothwendig. Denn einerseits wäre es unhöflich, ihn ohne seine Freunde zu lassen, andererseits erfährt man nicht leicht, wie Viele er mitbringt. Bedenke doch, erwiderte ich, ob nicht Die, welche ihren Gästen eine solche Einladung gestattet haben, eben damit auch den von diesen Geladenen die Erlaubniß gegeben haben, der Einladung zu folgen und sich einzufinden. Denn es ist überhaupt nicht recht, etwas zu geben oder um etwas zu bitten, was man schicklicher Weise nicht geben soll, und man darf überhaupt zu nichts Unrechtem auffordern und eine solche Aufforderung nicht billigen und es nicht selbst thun. Bei Statthaltern und Fremden freilich kann von einer Einladung und Auswahl keine Rede sein, sondern man muß Die, welche sie mitbringen, einfach als Gäste annehmen. In andern Fällen aber, z. B. wenn Einer einem Freunde zu Ehren ein Gastmahl gibt, so thut er freundschaftlicher daran, wenn er selber die Gäste einladet, und damit zeigt, daß er dessen Bekannte und Freunde und Angehörige sehr wohl kenne; denn

dadurch erweist man ihm noch größere Ehre und Gefälligkeit, weil er daraus sieht, wie bekannt es sei, daß er gerade diese am liebsten begrüße und um sich habe, und sich freut, daß sie ebenso wie er mit der Einladung beehrt worden seien. Indessen gibt es doch auch Fälle, wo man die Einladung dem Ehrengaste überlassen muß, gleichwie Diejenigen, welche einem Gotte opfern, zugleich auch, ohne jeden besonders zu nennen, zu den anderen Göttern beten, welche Altar und Tempel mit ihm gemeinschaftlich haben. Denn weder Leckerbissen, noch Wein, noch Salben machen so viel Freude, als ein wohlwollender und freundlicher Tischgenosse. Das zwar wäre im höchsten Grade gemein und eine eitle Prahlerei, wenn man sich bei Dem, welchem zu Ehren man ein Gastmahl geben will, über die Zukost und das Backwerk, das er am liebsten habe, und über die Weinsorten und Salben erkundigen würde; aber einen Ehrengast, der viele Freunde und Angehörige und Bekannte hat, zu bitten, er möchte selbst Diejenigen von ihnen mitbringen, deren Gesellschaft ihm die meiste Freude machen würde, ist weder unfreundlich noch unanständig. Denn mit Leuten, die Einem zuwider sind, auf Einem Schiffe zu fahren oder im gleichen Hause zu wohnen oder im gleichen Gericht zu sitzen, ist nicht so unangenehm, wie wenn man mit solchen Leuten speißt, wie umgekehrt nichts angenehmer ist als das Gegentheil. Denn das Gastmahl ist eine Gemeinschaft des Ernstes und Scherzes und des Sprechens und Handelns. Deshalb dürfen nicht beliebige, sondern nur solche Leute, welche mit einander befreundet und vertraut sind, sich betheiligen, wenn es eine heitere Gesellschaft geben soll. Die Köche zwar bereiten die Speisen aus verschiedenen Säften, aus trockenen und fetten, aus süßen und bitteren, ein gemeinschaftliches Mahl dagegen würde nicht entsprechend und nicht erfreulich werden, wenn nicht Leute von gleicher Art und Gesinnung zu demselben ver-

einigt wären. Denn wie nach der Lehre der Peripatetiker das erste Princip von der Art ist, daß es zwar bewegend ist, aber selbst nicht bewegt wird, das letzte sodann zwar selbst bewegt wird, aber nichts Anderes bewegt, zwischen beiden aber ein mittleres ist, welches sowohl Anderes bewegt als auch von Anderem bewegt wird, so liegt auch dem Gastmahl dasselbe Verhältniß zu Grunde, sofern es aus dreierlei Personen besteht, deren eine nur einladet, die andere nur eingeladen wird, die dritte nicht nur eingeladen wird, sondern selbst auch einladet. Von dem Ersten ist schon die Rede gewesen, ich halte es aber für zweckdienlich, auch über die beiden Andern meine Ansicht auszusprechen. Derjenige also, welcher von einem Anderen eingeladen ist und selbst wieder Andere einladet, muß vor Allem in der Anzahl Maß halten, damit er nicht, wie aus Feindesland, seinen ganzen Anhang verproviantire und nicht, wie Diejenigen, welche eine Stadt erobern, dadurch, daß er alles seinen eigenen Freunden zuschiebt, alle Freunde des Gastgebers vertreibe und selbst gewaltsam wegdränge. Dann würde es den Gastgebern ebenso gehen, wie Denen, welche der Hekate und den Unglück abwendenden Göttern ihre Mahlzeit vorsetzen und, ohne daß sie und die Ihrigen etwas davon genossen hätten, nichts als den Rauch und die Belästigung davon haben. Man sagt uns ja ohnedies zum Spotte nach:

Wer Opfer bringt in Delphi, kauft sich selbst noch Fleisch. *)

So geht es in der That, wenn man rücksichtslose Fremde oder Freunde einladet, welche mit ihren vielen Schatten, wie mit Harpyien, die

*) Sonst war es gewöhnlich, daß, wer ein Opfer schlachtete, einen Theil desselben zum Opfermahl erhielt. In Delphi scheinen die Priester das ganze Schlachtopfer für sich behalten zu haben.

Speisen ausplündern und als Fourage mitnehmen. Ferner soll man nicht mit beliebigen Leuten das Gastmahl eines Andern besuchen, sondern zumeist Solche einladen, welche dem Gastgeber befreundet und bekannt sind, um gleichsam im Wetteifer mit Diesem ihm mit den Einladungen zuvorzukommen. Ist dies nicht möglich, so nehme man von seinen eigenen Freunden diejenigen mit, welche der Gastgeber selbst vorgezogen haben würde; wenn nämlich dieser ein wackerer Mann ist, führe man ihm wackere Leute, wenn er gelehrt ist, gelehrte, oder wenn er ein Mann von Einfluß ist, vornehme Gäste zu, mit denen er schon lange auf irgend eine Weise in freundliche Berührung zu kommen wünschte. Denn es ist eine große Empfehlung und Artigkeit, wenn man Einem, der diesen Wunsch hat, die erste Gelegenheit zu einer freundlichen Zusammenkunft verschafft. Wer aber unähnliche und unvereinbare Gäste mitbringt, z. B. Säufer zu einem Nüchternen, oder unmäßige und üppige Leute zu einem Manne von einfacher Lebensweise, oder umgekehrt zu einem jungen Manne, der gern trinkt und scherzt, einen finsteren Alten oder einen Sophisten, der tief aus seinem Barte heraus spricht, der wird überlästig, weil er die gastliche Aufnahme mit Widerwärtigkeit vergilt. Denn der Gast muß dem Gastgeber eben so lieb sein, wie der Gastgeber dem Gaste, und er wird es sein, wenn nicht nur er selbst, sondern auch die, welche mit ihm und auf seine Veranlassung kommen, sich als artig und freundlich erweisen. Es ist jetzt von den Dreien noch Derjenige zu besprechen, welcher von einem Anderen zu einem Dritten geladen wird: wenn nun dieser sich seines Namens „Schatten" schämt und sich darüber ärgert, so kann man in Wahrheit von ihm sagen, daß er sich vor einem Schatten fürchte. Er muß jedoch die größte Vorsicht beobachten, denn es ziemt sich nicht, jedem Beliebigen, der ihn einladet, bereitwillig auf's Gerathewohl zu folgen; sondern man

muß zuerst darauf sehen, wer der Einlader ist. Wenn es nämlich kein genauer Bekannter, sondern ein Reicher oder ein großer Herr ist, der, wie auf der Bühne, ein glänzendes Gefolge braucht, oder uns durch die Einladung eine große Gefälligkeit und Ehre zu erweisen glaubt, so muß man es sogleich ausschlagen. Ist es aber ein Freund und Vertrauter, so darf man auch dann nicht sogleich darauf eingehen, sondern erst dann, wenn man sich überzeugt, daß er etwas Nothwendiges mit uns zu sprechen hat und keine andere passende Gelegenheit zu dieser Mittheilung finden kann, oder wenn er nach langer Abwesenheit aus der Fremde zurückkommt, oder im Abreisen begriffen ist und es sich herausstellt, daß er nur aus Zuneigung unsere Begleitung wünscht, und nicht viele und unbekannte Personen, sondern uns allein oder mit wenigen Freunden mitnimmt, oder nachher sich alle Mühe gibt, ein Verhältniß der Bekanntschaft und Freundschaft zwischen dem Geladenen und dem Gastgeber, wenn er nämlich ein wackerer und der Freundschaft würdiger Mann ist, durch seine Vermittlung anzuknüpfen. Schlechte Menschen aber muß man um so mehr, je mehr sie sich an uns anklammern und uns umschlingen, wie die Dornen niederwerfen und über sie wegschreiten. Und auch, wenn uns ein wackerer Mann zu einem nicht wackeren mitnehmen will, dürfen wir nicht mit ihm gehen und uns nicht der Gefahr aussetzen, daß wir gleichsam im Honig Gift bekommen, d. h. einen schlechten Freund mittelst eines guten. Auch ist es unschicklich, zu einem völlig unbekannten und unbefreundeten Manne zu kommen, außer wenn er, wie schon bemerkt, ein Mann von ausgezeichneter Geistesgröße ist, von dem sich erwarten läßt, daß er dieses als Anfang der Freundschaft gelten lassen und es gerne sehen werde, wenn Einer einfach und ungenirt in Begleitung eines Andern zu ihm kommt. Zu denjenigen unserer Freunde aber dürfen wir sehr wohl auf Einladung eines An=

dern gehen, welchen gestattet ist, selbst auch mit Anderen zu uns zu kommen. Denn der Possenreißer Philippus hielt es für spaßhafter, wenn Einer ungeladen, als wenn er geladen komme. Für ehrenhafte und befreundete Männer aber ist es würdiger und erfreulicher, wenn sie ungeladen und unerwartet bei passender Gelegenheit in Begleitung anderer Freunde bei ehrenhaften und befreundeten Männern sich einfinden und so einerseits dem Gastgeber Freude und ihren Begleitern Ehre machen. Am wenigsten schickt es sich, zu Statthaltern oder Reichen oder Machthabern auf Einladung Dritter und ohne von ihnen selbst eingeladen zu sein, zu gehen, wenn man den nicht ungegründeten Verdacht der Unverschämtheit und Unbildung und übel angebrachten Ehrgeizes vermeiden will.

Siebente Frage:

Darf man zum Trinkgelage Flötenbläserinnen zulassen?

Bei einem Trinkgelage in Chäronea, welchem Diogenianus von Pergamus anwohnte, wurde über Musik gesprochen, und wir hatten Mühe, uns eines langbärtigen Sophisten von der Stoa zu erwehren, der sich auf Plato berief, welcher es tadle, wenn man Flötenbläserinnen zum Trinkgelage beiziehe, weil man nicht im Stande sei, sich mit Gespräch zu unterhalten. Allein Philippus aus Prusias, ein Anhänger der gleichen Schule, der ebenfalls anwohnte, meinte, man dürfe jene Gäste bei Agathon, deren Gespräch anmuthiger gewesen als alle Flöten und Harfen, nicht zur Vergleichung herbeiziehen. Denn darüber durfte man sich nicht wundern, daß in Gesellschaft solcher Männer die Flötenbläserin nicht aufkommen konnte, wohl aber darüber, daß die Gäste über diesem bezaubernden Genusse

nicht Essen und Trinken vergaßen. Dennoch scheute sich Xenophon nicht, in die Gesellschaft des Sokrates und Antisthenes und anderer Männer solchen Schlages den Possenreißer Philippus zu bringen und ihn, wie Homer die Zwiebel, den Gästen als Zubeiße zum Trunke vorzuführen. Auch Platon hat des Aristophanes Rede über die Liebe, wie eine Komödie, in sein Gastmahl verwoben, und endlich die äußere Vorhofthüre geöffnet und eines der ergötzlichsten Schauspiele hereingelassen, den betrunken herumschwärmenden und bekränzten Alkibiades. Und dann die Zänkereien mit Sokrates über Agathon, und die Lobrede des Sokrates! Ihr holden Chariten, erlaubt ihr mir zu sagen, daß wenn damals Apollon mit gestimmter Lyra bei dem Gastmahl erschienen wäre, die Zuhörer den Gott gebeten haben würden, zu warten, bis die Rede zu Ende gebracht sei. Diese Männer also, welche mit so vieler Grazie zu sprechen wußten, ließen dennoch ergötzliche Zuthaten einfließen, und gaben dem Gastmahl durch treffliche Scherze eine ergötzliche Abwechslung; und wir, die wir mit Staatsmännern und Sachwaltern, aber wenn es sich gerade trifft auch mit vielen ungebildeten und ziemlich unmanierlichen Leuten zusammenkommen, sollten eine solche Anmuth und Unterhaltung von den Gastmählern verbannen, oder vor ihr davonlaufen, wie um einem Anfall der Sirenen zu entgehen? Dem Athleten Kleitomachus zwar trug es Bewunderung ein, daß er, so oft von der Liebe die Rede wurde, aufstand und fortging; ein Philosoph aber, der vor einer Flöte vom Gastmahl entflieht und, wenn eine Citherspielerin ihr Instrument stimmt, seinem Diener ruft, er solle ihm schnell die Schuhe anziehen und die Laterne anzünden, macht der sich nicht dadurch lächerlich, daß er selbst die unschädlichsten Vergnügungen, wie die Käfer die wohlriechenden Salben, verabscheut? Denn wenn irgendwo, so darf man zumeist beim Trinkgelage sich solche Belustigungen erlauben und die Seele dazu

dem Gotte hingeben. So lieb mir sonst Euripides ist, so hat er mich doch nicht von seiner Vorschrift überzeugen können, man müsse die Musik auf die Trauer und Schwermuth beschränken. Denn in diesem Falle muß man den Kranken die ernste und nüchterne Vernunft wie einen Arzt zum Wächter setzen, jenes Vergnügen aber muß man mit dem Dionysus verbinden und für nichts Anderes als einen Scherz ansehen. Denn es ist ein treffender Witz von jenem Lakedämonier, der zur Aufführung neuer Tragödien nach Athen kam, und als er hier die Vorbereitungen der Chorführer und den Fleiß und Wetteifer der Schüler sah, äußerte, eine Stadt, in der man mit solchem Ernste spiele, könne nicht bei Verstande sein. Denn der Spielende soll auch wirklich spielen, und nicht mit vielem Aufwand und nicht mit Verlust an Zeit, die besser zu Anderem verwendet werden kann, die Zerstreuung erkaufen, sondern beim Weine und der Erholung sein Vergnügen genießen und während dieses Genusses darauf achten, ob man aus demselben auch einen Nutzen ziehen kann.

Achte Frage:

Welche Art von Musik darf man bei einem Gastmahle zulassen?

1. Nach diesem Vortrag wollte der Sophist noch einmal sich dagegen erklären, aber ich wies ihn mit den Worten zurück: Lieber Diogenianus, man sollte jetzt lieber darüber nachdenken, welche von den vielen Arten der Musik vorzugsweise fürs Trinkgelage passe, und wir wollen diesen Philosophen hier einladen, darüber zu entscheiden. Da er von keiner derselben besonders eingenommen und bezaubert ist, so wird er nicht Gefahr laufen, die angenehmere der besseren vorzu-

ziehen. Wie nun Diogenianus und ich ihn dazu aufforderten, erklärte er, er würde ohne Weiteres alle Musik auf die Bühne und das Orchester verweisen und nur diejenige Gattung zulassen, welche seit Kurzem in Rom bei den Gastmählern eingeführt sei, aber bei der Mehrzahl noch keinen Eingang gefunden habe. Ihr wißt ja, fuhr er fort, daß von den platonischen Dialogen die einen erzählend, die andern dramatisch sind; von diesen letzteren nun werden die leichtesten den Kindern so eingeprägt, daß sie dieselben auswendig hersagen können. Damit verbindet sich dann noch eine entsprechende Darstellung des Charakters der vorgestellten Personen durch Geberdenspiel, und zugleich machen sie auch das Charakteristische der Stimme und die dem Gesprochenen entsprechende Gemüthsstimmung nach. Dies gefiel den ernsten und feingebildeten Männern außerordentlich; die Weichlichen aber, deren Ohren durch ihren Mangel an Schönheitsgefühl und Bildung verderbt waren, und die, wenn sie eine harmonische Melodie hören, wie Aristoxenus sagt, Galle speien, verwarfen es, und es soll mich nicht wundern, wenn sie es noch ganz verdrängen, da die Weichlichkeit überall das Herrschende ist.

2. Als Philippus sah, daß Mehrere über diese Aeußerungen ungehalten waren, sagte er: Mäßige dich, du Sonderling, und höre auf uns zu lästern. Denn eben wir waren die Ersten, welche, als diese Sitte in Rom eingeführt wurde, sie mißbilligten und Diejenigen tadelten, welche sich erlaubten, den Platon als Zeitvertreib beim Weine zu verwenden, und seine Dialogen zum Trinken bei Naschwerk und Salben hören wollen. Ja selbst wenn der Sappho oder des Anakreon Gedichte in dieser Weise vorgetragen würden, würde ich glauben, aus Schamgefühl den Becher stehen lassen zu müssen. Es liegt mir noch Manches auf dem Herzen, aber ich scheue mich es auszusprechen, damit man nicht meine, ich widerspreche dir mit gesuchter Absichtlichkeit.

Daher gebe ich, wie du siehst, dem Freunde Diogenianus den Becher und zugleich den Auftrag, die bittere Aeußerung mit einer lieblichen Rede wegzuspülen. *)

3. Diogenianus erklärte sich bereit und sprach: Auch schon die bisherigen Reden, die ich gehört habe, waren sehr nüchtern, so daß man sieht, der Wein habe uns noch nichts gethan und keine Gewalt über uns. Ich fürchte daher, daß ich mir selbst auch Verantwortung auf den Hals laden werde, denn in der That muß man die meisten Arten der Musik ausmerzen, zu allererst die Tragödie, die nicht gut zu einem Trinkgelage paßt, weil sie eine zu hohe Sprache führt und sich mit der Darstellung von Begebenheiten befaßt, welche die Leidenschaft und das Mitleid erregen. Von Tänzen verwerfe ich den Pyladischen, **) weil er ungefällig und affektvoll ist und viele Personen erfordert. Dagegen lasse ich aus Achtung für die bekannte Lobrede, welche Sokrates auf die Tanzkunst gehalten, ***) den Bathyllischen Tanz ohne Umstände zu, weil er mit dem Kordax †) nur am äußersten Saume zusammenhängt, und nur das Echo oder einen Pan oder Satyr, wie sie mit dem Eros schwelgen, im Geberdenspiel darstellt. Was dann die Komödie betrifft, so paßt die alte wegen ihrer Abweichung vom Gewöhnlichen nicht für eine Trinkgesellschaft. Denn das Bereifern und die Offenheit in den sogenannten Parabasen ist zu maßlos und zu hoch gespannt, und die Leichtfertigkeit mit Spötterei

*) Vgl. VII, 5, 4.

**) Pylades und Bathyllus, welche beide zu August's Zeit lebten, waren die Erfinder der nach ihnen genannten Pantomimen.

***) Xenophon, Gastmahl II, 16 f.

†) Ein unanständiger Tanz der alten Komödie, den außer dem Lustspiel zu tanzen als Zeichen der Trunkenheit oder Sittenlosigkeit galt.

und Possenreißerei ist außerordentlich übertrieben und ungezügelt und voll von unanständigen Redensarten und frechen Namenbildungen. Und wie bei den Mahlzeiten der Statthalter neben jedem Gaste ein Mundschenk steht, so müßte auch hier jedem Zuhörer ein Grammatiker die Einzelnheiten erklären, z. B. wer der Läspodias bei Eupolis und der Kinesias bei Platon und der Lampon bei Kratinus ist, und so Jeder, der in der Komödie durchgezogen wird, so daß unser Gelage zu einer Elementarschule werden oder die Witze wirkungslos und unverständlich verfliegen würden. Wer könnte aber gegen die neue Komödie etwas einwenden, welche ja so eng mit unsern Trinkgelagen verbunden ist, daß diese eher ohne Wein, als ohne Menander durchgeführt werden könnten? Denn es ist hier eine anmuthige und gewöhnliche Sprache mit der Handlung verwoben, welche den Nüchternen gut genug und den Betrunkenen nicht lästig ist. Und die nützlichen und ungesuchten Sentenzen, welche dabei einfließen, erweichen mit dem Weine, wie mit dem Feuer, auch den härtesten Charakter und machen ihn zum mildesten. Und die Mischung des Ernstes mit dem Scherze scheint nur dazu angebracht zu sein, um den vom Weine Erheiterten zu Beidem, dem Vergnügen und Nutzen, zu dienen. Auch die vorkommenden Liebeshändel sind gut für Solche berechnet, welche getrunken haben und sich bald zur Ruhe bei ihren Weibern begeben werden. Denn von der Knabenliebe ist in seinen vielen Komödien nirgends die Rede und die Verführung einer Jungfrau endigt gewöhnlich mit der Heirath; bei Buhldirnen sodann wird, wenn sie frech und unverschämt sind, durch die Besserung oder Reue der Jünglinge das Verhältniß gelöst, wenn sie aber anständig sind und den Andern wieder lieben, so läßt er sie den rechten Vater finden, oder wird ihrer Liebe eine gewisse Zeit bestimmt, in welcher ihnen ein ehrbarer Liebesverkehr gestattet ist. Mögen auch dergleichen Dinge

für Leute, welche mit etwas Anderem beschäftigt sind, vielleicht gar keinen Werth haben, so darf man sich doch nicht wundern, wenn beim Weine ihr liebliches und zierliches Wesen nebenbei auch eine gewisse Bildung und Veredlung des Charakters herbeiführt, indem es ihn jener gefälligen und leutseligen Sinnesart ähnlich macht.

4. Hier schwieg Diogenianus, sei es, daß er schließen wollte, oder daß es ihm ausging. Da aber der Sophist aufs Neue ihm zusetzte und behauptete, man müsse einige Stellen des Aristophanes vorlesen,*) wandte sich Philippus an mich mit den Worten: Dieser hier hat seine Lust gebüßt, nachdem er seinen Liebling Menander gelobt, und scheint sich um die Anderen nicht zu bekümmern. Und doch gibt es noch viele Ohrenschmäuse, welche wir noch nicht geprüft haben und worüber ich dich gern sprechen hören würde. Den Wettstreit der Bildchenschnitzer aber wollen wir, wenn es dem Gastfreunde und dem Diogenianus beliebt, morgen in nüchternem Zustande entscheiden. Da begann ich: es gibt also eine Anzahl Mimen,**) die man zum Theil Fabeln, zum Theil Schwänke nennt. Ich glaube aber, es paßt keine von beiden Sorten zu einem Trinkgelage. Die mythische nicht wegen der Länge der Stücke und der Kosten, welche ihre Aufführung erfordert; die Schwänke aber, welche voller Possenreißerei und Prahlerei sind, dürfen selbst die Bürschchen, welche die Schuhe aufheben, nicht sehen, wenn ihre Herren gescheidt sind; obwohl die meisten Leute, selbst wenn Frauen und unerwachsene Kinder mit am Tische sitzen, mit der Darstellung von Handlungen und Reden prunken, welche die Seelen mehr verwirren als jeder Rausch. Die Kithara dagegen ist schon im Alterthum und von der homerischen Zeit an eine Freundin

*) Um zu beweisen, daß dieser dem Menander nicht nachstehe.

**) Vergl. O. Jahn zu Persius p. LXXXIV ff.

des Gastmahls, und eine so lange Freundschaft und Gewohnheit soll man nicht aufheben, sondern nur die Kitharasänger bitten, daß sie das viele Jammern und Wehklagen aus ihrem Spiele weglassen, und nur erfreuliche und für eine Festgesellschaft passende Stücke singen. Die Flöte sodann kann man mit dem besten Willen nicht vom Gasttisch wegbringen, denn die Opferspenden erfordern sie zusammt dem Kranze, und sie begleitet den Lobgesang auf den Gott, und läßt dann ihre hellen Töne erklingen und dringt durch die Ohren ein, wo sie einen lieblichen Ton verbreitet, der bis in die Seele hinein Heiterkeit erregt, so daß der Rest von Kummer und Sorge, den der Wein nicht herausgeschüttelt und aufgelöst hat, dem Reize und der Besänftigung der Musik nachgibt und sich beruhigt; wenn nämlich diese selbst auch Maß hält und nicht durch leidenschaftliche Darstellung die Gäste fortreißt, und den schon vom Trinken berauschten und wankenden Verstand nicht verrückt. Denn wie die Hirten ihre Schafe, welche den Sinn der Worte nicht verstehen, mit verständlichem Zischen oder Pfeifen, oder mit Hirtenflöten oder Muscheln in Bewegung setzen und wieder beruhigen, so wird auch der sinnliche und thierische Theil der Seele, welcher die Stimme der Vernunft nicht versteht und ihr nicht folgt, durch melodische und rythmische Musik auf der Cither und Flöte in bessere Stimmung gebracht und besänftigt. Wenn ich jedoch meine Meinung frei heraussagen darf, so würde ich nicht gestatten, daß die Gäste durch das Spiel der Flöte oder Lyra für sich allein ohne Text und Gesang, wie von einem Strome, gehoben und fortgerissen werden. Denn man muß sich sorgfältig daran gewöhnen, daß man auch das Vergnügen aus dem Gesprochenen schöpft und sich mit diesem die Zeit vertreibt, die Melodie und den Rythmus aber nur als Zukost zum Texte betrachtet und nicht abgesondert nimmt und benascht. Wie Niemand das Vergnügen, welches der Genuß des Weins und der Zu-

kost verschafft, deshalb verschmäht, weil zugleich mit ihm der nothwendige Nahrungsbedarf eindringt, Sokrates aber die Lust an den Salben als unnöthig und übertrieben hinter die Ohren geschlagen und hinausgeworfen hat, ebenso dürfen wir auch dem Klange der Harfe und Flöte, wenn er allein für sich in unsere Ohren fällt, kein Gehör geben, wenn er aber als Begleiter der Rede und des Gesangs unsern Geist *) labt und erfreut, so dürfen wir ihn einlassen, und glauben, daß auch der bekannte Marsyas von dem Gotte deßhalb gestraft worden ist, weil er sich mit der Lederbinde und der Flöte den Mund zustopfte und mit bloßem Spiel den Wettkampf mit dem Gesang zur Kithara wagte. Laßt uns nur darauf sehen, daß wir solchen Gästen, welche im Stande sind, einander mit Sprechen und Philosophiren zu unterhalten, nichts der Art von draußen zuführen, was, statt zur Unterhaltung beizutragen, vielmehr ein Hinderniß derselben ist. Denn nicht nur Die, welche, während sie die Rettung zu Hause und bei sich selber haben,

Doch Rettung suchen noch für sich von fremder Hand,

wie Euripides sagt, sind Thoren, sondern auch Die, welche, während sie doch in sich selbst Frohsinn und Herzenserfreuung in Menge besitzen, sich eifrig darum bemühen, auch noch aus der Fremde sich Vergnügen zu verschaffen. So erschien auch die Großthuerei des großen Königs gegen den Lakedämonier Antalkidas im höchsten Grade geschmacklos und ungebildet, als er einen aus Rosen und Safranblüthen geflochtenen Kranz, den er ihm schickte, vorher in wohlriechendes Oel eintauchte und so die Blumen um ihre natürliche und eigenthümliche Schönheit brachte und beschimpfte. Dem gleicht es, wenn man das Gastmahl, obwohl es in sich selbst eine eigenthümliche Anmuth und

*) Oder: unser Gespräch.

Bildung besitzt, doch von außen her noch mit Flöten- und Citherspiel erfüllt, und so das Eigene durch das Fremde zerstört wird. Solche Musik paßt noch am ehesten für eine solche Tischgesellschaft, welche aufbraust und in Streit und Zank auszubrechen droht; hier kann sie manche Schimpfrede unterdrücken und manche Streitfrage, die zu einem unerfreulichen Kampfe und sophistischer Streiterei führen würde, zurückhalten und Streitigkeiten über Volksversammlungs- und Gerichtssachen zum Schweigen bringen, bis die Gesellschaft von Neuem wieder ruhig und unbewegt wird.

Neunte Frage:

Die Berathung beim Weine war ebenso hellenische wie persische Sitte.

Bei einem Gastmahle, das uns Nikostratus gab,*) kamen wir auf den Gegenstand der Berathung in der bevorstehenden Volksversammlung der Athener zu sprechen. Als nun einer der Gäste sagte: aber, liebe Freunde, da machen wir es ja wie die Perser, wenn wir uns beim Weine berathen, entgegnete ihm Glaukias: warum soll denn dieß mehr persisch als hellenisch sein? Es war doch ein Hellene, welcher sagte:

Rath und Sinn wird besser, wenn wir den Magen gefüllet,

und Hellenen waren es, welche mit Agamemnon Troja belagerten; nachdem sie nun gegessen und getrunken hatten,

Da hub an vor Allen der Greis und entspann die Berathung.**)

---

*) In Athen.
**) Il. VII, 324.

Er hatte nämlich eben zu diesem Zwecke dem König gerathen, die vornehmsten Hellenen einzuladen:

Rüste den Fürsten ein Mahl —
Sind dann viele versammelt, so folg' dem, welcher den besten
Rath zu ertheilen vermag. *)

Demgemäß ließen auch diejenigen hellenischen Stämme, welche die besten Gesetze hatten und am meisten der alten Sitte anhingen, ihre Beamten sich zur Berathung beim Weine versammeln. Denn die Andreia, wie sie auf Kreta, und die Phiditia, **) wie sie in Sparta hießen, hatten die Bestimmung geheimer Berathungen und aristokratischer Versammlungen, und ebenso, wie ich glaube, hier bei uns die Prytanen- und Thesmothetenversammlung. Von diesen ist auch die von Platon vorgeschlagene nächtliche Versammlung der tüchtigsten und staatskundigsten Männer, an welche die wichtigsten Angelegenheiten verwiesen werden sollen, nur wenig verschieden. Und stellen nicht Die, welche dem

Hermes zuletzt ausgoßen, so oft sie des Schlafes gedachten, ***)

eben damit den Wein mit der Vernunft zusammen, indem sie den klügsten Gott, gleich als ob er anwesend und Mitberather wäre, erst beim Weggehen verehren? In den ganz alten Zeiten aber nannte man den Dionysus selbst, als welcher des Hermes nicht bedürfe, Eubuleus, †) und die Nacht seinetwegen Euphrone. ††)

---

*) Il. IX, 70. 74. 75.
**) Diese und die Andreia waren gemeinschaftliche Mahlzeiten.
***) Od. VII, 138.
†) Gutrathend.
††) Wohlwollend.

Zehnte Frage:

Thut man wohl daran, sich beim Weine zu berathen?

1. Durch diese Erklärung des Glaukias schien jener lärmende Streit gehörig gedämpft zu sein, und um ihn noch mehr in Vergessenheit zu bringen, brachte Nikostratus eine andere Frage auf, indem er bemerkte, er habe sich bisher um diese Sitte wenig bekümmert, weil er sie für persisch gehalten. Da es sich aber jetzt herausgestellt hat, daß es eine hellenische Sitte ist, so braucht sie eine Vertheidigung mit Gründen gegen ihre an und für sich betrachtet augenscheinliche Ungereimtheit. Wie unser Auge, so wird auch unser Geist in einer unruhig sich bewegenden Feuchtigkeit stumpfsinnig und schwach; so wird auch, wenn die Leidenschaften *) durch den Wein, wie das Gewürm durch die Sonne, von allen Seiten her in Bewegung kommen und auftauchen, das Urtheil unsicher und unstät. Wie daher für Trinkende das Liegen besser ist als das Sitzen, weil es den Körper festhält und vor jeder Bewegung schützt, so ist auch für die Seele die Ruhe am zuträglichsten; ist sie aber nicht ruhig, so muß man ihr, wie den Kindern welche nicht ruhig bleiben können, keinen Spieß und kein Schwert, sondern eine Klapper und einen Ball in die Hände geben, wie auch der Gott den Betrunkenen die unschädlichste Schutz- und Trutzwaffe, den Stab, gegeben hat, damit sie, wenn sie damit zuschlagen, so wenig als möglich Schaden anrichten. Denn man muß es so einrichten, daß die Fehler der Betrunkenen nur Lachen erregen und weder beklagenswerthe und abenteuerliche Folgen haben, noch zu

*) Die überlieferte Lesart statt πάθη ist ἐπαχθῆ: alles Lästige.

großen Mißständen führen können. Nun werden aber an dem, was bei der Ueberlegung wichtiger Dinge das Haupterforderniß ist, daß nämlich die Unfähigen und in Geschäften Unerfahrenen den Fähigen gehorchen und auf die Erfahrenen hören, die Betrunkenen durch den Wein gehindert, daher denn auch Platon (Kratylus p. 406) behauptet, der Name Wein (*οἶνος*) komme daher, weil er die Betrunkenen glauben (*οἴομαι*) macht, sie seien ganz verständige Leute. Denn ein Betrunkener dünkt sich weit nicht in dem Grade angesehen oder schön oder reich, wenn er auch sonst davon überzeugt ist, in welchem er sich für verständig hält. Deßhalb macht der Wein auch redselig und erfüllt uns so mit lästigem Geschwätz und so hoher Einbildung, als ob es uns zukäme, nicht etwa auf Andere zu hören, sondern von ihnen gehört zu werden, und nicht etwa den Andern nachzufolgen, sondern ihnen vorauszugehen. Doch die Gründe für diese Ansicht lassen sich leicht zusammenstellen, weil sie ganz klar sind; wir sollten aber auch die entgegengesetzte Ansicht hören, wenn ein jüngeres oder älteres Mitglied mir entgegnen will.

2. Da erwiderte mein Bruder sehr arglistig und verfänglich: Glaubst du denn, daß man jetzt im Augenblick die für diese Frage möglichen Gründe finden könne? Wie nun Nikostratus erwiderte, er glaube dies allerdings, da ja so viele Gelehrte und Freunde des Weines in der Gesellschaft seien, bemerkte Jener lächelnd: Du glaubst also, daß du dich über diesen Punkt gegen uns zur Genüge ausgesprochen habest, zu politischer Betrachtung aber wegen des Weintrinkens nicht zu gebrauchen seiest? oder ist dies so zu verstehen, wie wenn Einer meinte, daß der Trinkende mit den Augen nur das Kleine, nicht aber das Größere gut sieht, und ebenso mit den Ohren das Nächstliegende und das Gespräch nur schlecht, die Sänger und Flötenspieler aber sehr deutlich höre? Aber wie es in diesem Falle wahr-

scheinlich ist, daß das Nützliche die Sinne mehr anziehe als das Zierliche, so ist dies auch bei den Gedanken der Fall. Ich wundere mich zwar nicht darüber, wenn beim Weine von philosophischer und hochgelehrter Unterhaltung Einiges der Aufmerksamkeit entgeht; wenn aber diese auf politische Betrachtungen hingelenkt wird, so ist anzunehmen, daß sie ihre Gedanken sammelt und concentrirt, wie so auch Philippus in Chäronea im Rausche viel albernes Zeug schwatzte und zum Gespötte wurde; sobald ihm aber die Nachricht von angebotenem Waffenstillstand und Frieden zukam, nahm er eine ernste Miene an, zog die Augenbrauen ein, verscheuchte die unstäte und ungezügelte Stimmung und gab den Athenern eine sehr wohl überlegte und bedächtige Antwort. Und doch ist zwischen Trinken und Betrunkensein ein großer Unterschied, und ich meine, Diejenigen, welche so betrunken sind, daß sie albernes Zeug schwätzen, sollten nach Haus und zu Bette gehen; aber bei Männern, die sonst verständig sind, darf man nicht fürchten, daß sie, wenn sie etwas mehr Wein zu sich nehmen und um die Wette trinken, am Verstande Schaden leiden oder ihre Geübtheit vergessen, wie wir ja sehen, daß auch Tänzer und Kitharaspieler bei Gastmählern eben so gut wie im Theater spielen, weil die ihnen zu Gebote stehende Geschicklichkeit ihren Körper bei seiner Thätigkeit aufrecht hält und ihm hilft, sich mit Sicherheit zu bewegen. Ja bei Manchen flößt der Wein eine Herzhaftigkeit eln, die ihnen einen Muth macht, welcher nicht schamlos und maßlos wird, sondern reizend und gewinnend ist. So weiß man auch von Aeschylus, daß er seine Tragödien in der Weinhitze gedichtet hat und daß nicht, wie Gorgias sagt, eine derselben, die Sieben gegen Thebä, vom Geiste des Ares erfüllt ist, sondern alle vom Dionysus. Da nämlich der Wein, wie Platon sagt, beide, die Seele und den Körper, erwärmt, so macht er diesen beweglich und öffnet die Poren, während die Bilder der Phan-

tasie Muth zum Reden machen. Manche besitzen nämlich ein erfinderisches Genie, das jedoch im nüchternen Zustande muthlos und erstarrt ist; wenn sie aber ans Trinken kommen, dampfen sie, wie der Weihrauch, von der Wärme auf. Ebenso vertreibt der Wein die Furcht, welche bei Berathungen sehr hinderlich ist, und unterdrückt viele andere ehrlose und unedle Leidenschaften, und entfaltet die Bosheit und Tücke wie eine Doppelfalte der Seele*) und giebt uns in den Reden ein klares Bild des ganzen Charakters und inneren Wesens; er ist ferner der Vater der Freimüthigkeit und eben damit der Wahrheit, ohne welche Erfahrung und Scharfsinn nichts frommen. Aber vielmehr machen Viele ihre Sache besser, wenn sie das, was ihnen gerade in den Sinn kommt, vorbringen, als wenn sie ihre Gedanken tückisch und arglistig verbergen. Man darf also den Wein nicht deshalb fürchten, weil er die Leidenschaften aufregt, denn er erregt nicht die schlechtesten Leidenschaften, außer bei ganz verdorbenen Menschen, deren Urtheilskraft ohnehin nie nüchtern ist. Sondern wie Theophrastus die Barbierstuben Gelage ohne Wein zu nennen pflegte, so haust auch immer in den Seelen roher Menschen ein finsterer Rausch, der nicht vom Weine kommt, sondern eine aus Zorn oder Feindseligkeit oder Streitsucht oder Geiz entstandene Verwirrung ist. Die meisten dieser Leidenschaften pflegt der Wein eher zu dämpfen als aufzureizen und macht Die, welche ihn trinken, nicht sinnlos und einfältig, sondern offen und aufrichtig, so daß sie das Nützliche nicht übersehen und doch das Gute vorziehen. Solche freilich, welchen Verschmitztheit für Gewandtheit und Irrwahn und Geiz für Klugheit gilt, erklären natürlich Diejenigen, welche beim Weine ohne Rückhalt und aufrichtig ihre Meinung sagen, für einfältige Menschen.

*) D. h. enthüllt diese beiden Fehler der Seele.

Umgekehrt wurde in alter Zeit der Gott Befreier und Löser genannt und ihm eine hohe Gabe der Wahrsagekunst zugeschrieben, nicht wegen seiner bakchischen Verzücktheit und Raserei, wie Euripides meint, sondern weil er die gemeine und furchtsame und unzuverlässige Gesinnung entfernt und so eine aufrichtige und freimüthige Unterhaltung ermöglicht.

Achtes Buch.

Vorrede.

Lieber Sossius Senekio! Diejenigen, welche die Philosophie vom Gastmahle verbannen, handeln noch schlechter als die, welche das Licht davon wegnehmen, sofern anständige und besonnene Leute, wenn man die Lampe fortnimmt, damit nicht schlimmer daran sind, da sie es höher anschlagen, einander zu achten als zu sehen. Wenn aber Unwissenheit und Unbildung zu dem Weine sich gesellt, so würde selbst die berühmte goldene Lampe der Athener das Gelage nicht angenehm und anständig machen. Denn sich in schweigsamer Gesellschaft vollzufüllen, ist im höchsten Grade gefräßig und fast unmöglich. Wer aber dem Gastmahl zwar die Unterhaltung läßt, aber nicht gestattet, sie in geregelter und förderlicher Weise zu führen, macht sich viel lächerlicher als Einer, der vermeint, seine Gäste müssen immer trinken und essen, ihnen aber ungemischten Wein einschenkt und ungewürzte und unreine Speisen auftischt. Denn Trank und Speise sind, wenn sie nicht gehörig zubereitet sind, doch nicht so unangenehm und schädlich als ein Gespräch bei Tisch das zudringlich und sinnlos von

Einem aufs Andere springt. *) Ja die Philosophen nennen den Rausch, wenn sie ihn tadeln wollten, ein albernes Reden beim Weine. Dieses aber besteht lediglich darin, daß man eine nichtige und possenhafte Unterhaltung führt; wenn sich dann ein solches verworrenes und possenhaftes Geschwätz zum Weine gesellt, so endet das Gelage auf die roheste und unerfreulichste Weise mit der Zügellosigkeit und Brutalität des Rausches. Daher ist es auch ganz am Platze was bei uns am Agrionienfeste die Weiber thun; sie suchen nämlich den Dionysus, als ob er entlaufen wäre, hören aber bald damit auf und behaupten, er habe sich zu den Musen geflüchtet und bei ihnen verborgen, und kurz darauf, wenn die Mahlzeit zu Ende ist, geben sie einander Räthsel und Wörtspiele auf. Dieser Religionsbrauch gibt uns die Lehre, daß man beim Trunke eine geistige und gebildete Unterhaltung führen müsse, und daß, wenn eine solche Unterhaltung sich zu der Betrunkenheit gesellt, das wilde und rasende Wesen derselben unsichtbar wird, weil die Musen es sanft im Zaume halten. Demgemäß enthält dieses achte Buch der Tischreden in erster Reihe das, was wir neulich an Platon's Geburtstag zu hören und zu sprechen bekamen.

Erste Frage:

Die Geburtstage berühmter Menschen und über die Göttersöhne.

1. Nachdem wir am sechsten Tag des Monats Thargelion das Geburtsfest des Sokrates gefeiert hatten, feierten wir am siebenten

---

*) Oder wo alle durcheinander reden.

das des Plato, und dieß gab uns die erste Veranlassung zu Gesprächen, welche dem Ereignisse des Tages entsprachen. Den Anfang machte Diogenianus von Pergamus. Jon, begann er, habe treffend gesagt, das Geschick habe, so sehr es auch von der Weisheit verschieden sei, doch meist die gleichen Wirkungen wie diese; das jedoch scheint das Geschick absichtlich so passend angeordnet zu haben, daß die Geburtstage beider Philosophen nicht nur sehr nahe zusammenfallen, sondern auch der Geburtstag des Aelteren, der des Anderen Lehrer war, in der Reihenfolge der Tage vorausgeht. Mir nun fielen dabei viele Beispiele von Vorgängen ein, die auf den gleichen Zeitpunkt zusammentreffen, und ich theilte sie der Gesellschaft mit. So z. B. die Geburt und das Ende des Euripides, der an dem Tage geboren wurde, an welchem die Hellenen die Seeschlacht bei Salamis mit den Medern lieferten, und an dem Tage starb, an welchem Dionysius der ältere, der Tyrann von Sicilien, geboren wurde,*) wobei, wie Timäus sagt, das Geschick zu gleicher Zeit den nachahmenden Darsteller der tragischen Leidenschaften abrief und den wirklichen Darsteller derselben auf die Bühne brachte. Man erinnerte sich auch, daß der König Alexander und der Kyniker Diogenes am gleichen Tage gestorben sind, und daß der König Attalus an seinem Geburtstage gestorben, darüber waren Alle einig; von Pompejus Magnus aber behaupteten die Einen, er sei in Egypten an seinem Geburtstage, die Andern, am Tage vor seinem Geburtstage gestorben. Auch des Pindarus gedachte man, der während des Pythienfestes geboren wurde und nachher dem Gotte viele schöne Festlieder aufführte.

2. Florus meinte sodann, auch den Karneades, den berühmtesten

*) In Wirklichkeit wurde er in demselben Jahre Tyrann von Sicilien.

und begeistertsten Anhänger der Akademie, dürfe man an Platon's Geburtstage nicht unerwähnt lassen, denn Beide seien während eines Apollofestes geboren, der eine in Athen während des Thargelienfestes, der andere in Kyrene während des Karneafestes. Beide werden am siebenten Monatstage gefeiert, und ihr Propheten und Priester nennet ja selbst den Gott, weil er an diesem Tage geboren ist, Hebdomagenes. Daher glaube er auch, daß Diejenigen, welche den Apollon für Platon's Vater ausgeben, dem Gotte damit durchaus keine Schande anthun, sofern er diesen durch Sokrates zu einem Arzte gegen stärkere Krankheiten als Cheiron den Asklepius, nämlich gegen die Leidenschaften, für uns erzogen hat. Dabei gedachte er auch des nach der Sage dem Vater Platon's Ariston im Traumgesichte zugekommenen Befehles seine Frau zehn Monate lang nicht zu beschlafen oder zu berühren.

3. Da nahm Tyndares aus Lakedämon das Wort und sprach: Platon verdient es allerdings, daß man von ihm singe und sage (Il. XXIV. 258 f.):

—'welcher der Sohn nicht
Eines Sterblichen schien, vielmehr des unsterblichen Gottes;

was dagegen die Gottheit betrifft, so fürchte ich, es möchte mit ihrer Unvergänglichkeit die Zeugung ebenso unvereinbar sein, wie das Erzeugt werden. Denn die erstere bringt gleichfalls eine Verwandlung und einen Verlust mit sich, wie dieß auch Alexander vermuthete, als er sagte, er erkenne seine Sterblichkeit und Vergänglichkeit hauptsächlich daran, daß er Weibern beiwohne und schlafe; weil nämlich der Schlaf eine von der Schwäche herkommende Erschlaffung und jede Zeugung eine Uebertragung und Verschwendung des eigenen Wesens an einen Anderen sei. Doch fasse ich wieder Muth, wenn ich höre, wie Platon selbst den nicht geschaffenen und ewigen Gott den Vater und Schöpfer

der Welt und der übrigen Geschöpfe nennt, nicht etwa als ob diese mittelst des Samens erzeugt worden wären, sondern durch eine andere Kraft des Gottes, welche dem Stoffe ein befruchtendes Princip einpflanzte, dessen Wirkung ihn verwandelte;

Befruchtet ja der Luftzug auch das Vogelweib,
Noch ehe eingetreten ist die Zeit der Brut.

So finde ich auch nichts Auffallendes daran, wenn der Gott nicht, wie die Menschen, durch Begattung, sondern durch andere Mittel und andere Arten der Einwirkung einem sterblichen Wesen beikommt und es mit göttlichem Samen erfüllt. Das sage ich übrigens nicht als meine eigene Meinung, sondern die Aegypter behaupten, der Apis werde auf diese Weise durch die Berührung des Mondes erzeugt, und sie gestehen zwar im Allgemeinen einem männlichen Gotte die Möglichkeit des fleischlichen Umgangs mit einem sterblichen Weibe zu, umgekehrt aber glauben sie nicht, daß ein sterblicher Mann im Stande sei, bei einer Göttin eine Schwangerschaft und Geburt hervorzubringen, weil das Wesen der Götter aus Luft, Winden *) und aus gewissen Verhältnissen von Wärme und Feuchtigkeit bestehe.

Zweite Frage:

In welchem Sinne sagt Platon, Gott treibe immer Geometrie?

1. Als darauf Stille eintrat, nahm Diogenianus die Rede wieder auf und fragte: Wenn es euch recht ist, so wollen wir, nachdem wir bis jetzt von den Göttern gesprochen haben, an Platon's Geburtstage auch den Platon selbst uns als Genossen aneignen und überlegen,

*) Könnte auch heißen Lebensgeist.

in welchem Sinne er behauptete, Gott treibe immer Geometrie, wenn man nämlich diesen Ausspruch wirklich dem Platon zuschreiben darf. Wie ich darauf bemerkte, es stehe zwar in keiner Schrift Platon's mit Bestimmtheit geschrieben, aber verdiene doch allen Glauben und sei ganz im Stile Platon's, so fiel sogleich Tyndares mit den Worten ein: Lieber Diogenianus! Glaubst du denn, Platon wolle mit dieser Redensart einen ungewöhnlichen und schwer zu entziffernden Gedanken andeuten, und nicht eben das, was er selbst oft gesagt und geschrieben hat, wo er von der Geometrie rühmt, daß sie Diejenigen, welche der sinnlichen Betrachtung ergeben seien, von dieser abziehe und ihren Sinn auf die intellektuelle und ewige Natur hinleite, deren Anschauung das höchste Ziel der Philosophie ist, wie bei den Mysterien die Schauung? *) Denn der Nagel des Vergnügens und des Schmerzes, welcher die Seele an den Körper annagelt, hat den großen Uebelstand zur Folge, daß er die sinnlichen Vorstellungen deutlicher als die intellektuellen macht und den Verstand zwingt, sich in seinem Urtheil mehr von Stimmungen als von Gründen leiten zu lassen. Denn indem der Verstand in Folge großer Mühsal und großer Lust sich daran gewöhnt, die schwankenden und veränderlichen Zustände des Körpers als reelle Wirklichkeit zu betrachten, wird er für die wahre Wirklichkeit blind und verliert, was mehr werth ist als unzählig viele Augen, das Organ und Licht der Seele, welche es allein möglich macht, die Gottheit zu schauen. Nun sind zwar in allen sogenannten mathematischen Wissenschaften, wie in unverrückten und geschliffenen Spiegeln, Spuren und Bilder von der Wahrheit des Intellektuellen; vorzugsweise aber ist die Geometrie, welche nach

---

*) ἐποπτεία: der dritte und höchste Grad der eleusinischen Weihungen.

Philon die Grundlage und Heimath aller anderen mathematischen Wissenschaften ist, dazu geeignet, dem Verstande eine bessere Richtung zu geben, indem sie ihn sachte von seiner Sinnlichkeit gleichsam säubert und losmacht. Darum tadelte auch Platon selbst den Eudoxus und Archytas und Menächmus, welche die Verdopplung des Kubikinhalts zu einem Erzeugniß künstlicher Maschinen herabzudrücken suchten, weil auf diese Weise der Vorzug der Geometrie verloren gehe, sofern sie wieder auf den sinnlichen Standpunkt zurückgeführt werde, statt daß sie in die Höhe steigen, und sich mit den ewigen und körperlosen Gedankenbildern befassen sollte, mit welchen Gott beschäftigt und daher immer Gott ist.

2. Nach Tyndares nahm Florus, der sein Freund war und immer scherzend sich für seinen Liebhaber ausgab, das Wort, und sagte: du hast wohl daran gethan, daß du diese Ansicht nicht für dich allein behalten, sondern auch uns mitgetheilt hast; dadurch machst du es möglich, dieselbe durch den Beweis zu widerlegen, daß nicht Gott, sondern wir Menschen die Geometrie nöthig haben. Gott braucht doch wohl keine mathematische Wissenschaft, um mittelst derselben seine Gedanken von den erschaffenen Dingen abzuziehen und auf das Wesen der Dinge hinzuleiten, denn dieses ist immer in ihm, und mit ihm und um ihn. Aber sieh dich vor, ob nicht Platon, ohne daß du es merktest, auf Etwas angespielt hat, was dich und deine Heimath angehe, sofern er mit Sokrates den Lykurgus *) ebenso zusammenstellte, wie dieß Dikäarchus von Pythagoras glaubte. Lykurgus hat nämlich, wie du wohl weißt, das arithmetische Verhältniß, weil es die Volksherrschaft und den Pöbel begünstigt, aus Lakedämon verbannt,

*) d. h. daß er die Lehren des Lykurgus und Pythagoras mit denen des Sokrates vereinigte.

und dafür das geometrische Verhältniß eingeführt, welches einer gemäßigten Oligarchie und einer gesetzmäßigen königlichen Regierung entspricht. Denn die erstere Regierungsform theilt nach der Zahl Allen das Gleiche zu, die letztere nach Verhältniß Jedem was er verdient; auch vermengt sie nicht Alles unter einander, sondern es besteht in ihr eine sehr merkliche Unterscheidung zwischen Guten und Schlechten, die nicht nach der Wage oder dem Loose, sondern immer nach Verschiedenheit des guten oder schlechten Verhaltens das ihnen Gebührende bekommen. Dieses Verhältniß, lieber Tyndares, wendet auch Gott auf die menschlichen Angelegenheiten an, wo wir es Strafgerechtigkeit nennen und von ihm lernen, daß man zwar das Recht für gleich, aber nicht die Gleichheit für gerecht halten dürfe. Denn jene Gleichheit, nach welcher der große Haufe trachtet, diese allergrößte Ungerechtigkeit, vertilgt Gott so weit es möglich ist, und hält an der Vertheilung nach Verdienst fest, das er in geometrischer Weise nach Verhältniß und Recht bestimmt.

3. Als wir darüber unsern Beifall ausdrückten, erklärte Tyndares, er gönne ihm diesen Beifall nicht, und forderte den Autobulus auf, mit Florus anzubinden und ihn für seine Auslassung zu züchtigen. Dieß lehnte Autobulus ab, rückte aber mit einer eigenen Ansicht gegen Florus auf. Die Geometrie, erklärte er, befaßt sich nicht mit den inneren Räumen und überhaupt mit nichts Anderem als was auf der Grenze vorkommt, noch schafft Gott die Welt auf andere Weise als daß er die unbegrenzte Materie begrenzt; nicht als ob diese ihrer Ausdehnung oder Masse wegen unbegrenzt wäre, sondern in alter Zeit pflegte man sie, weil sie bei ihrer Unordnung und Unregelmäßigkeit keine bestimmte Grenze zeigt, unbegrenzt zu nennen. Denn Form und Gestalt ist die Begrenzung des Geformten und Gestalteten, ohne welche es an und für sich form- und gestaltlos war. Als sich dann Zahlenverhältnisse

auf ihr bildeten, wurde sie wie mit Linien umzogen und eingeschlossen, und diesen entsprechend von ebenen und unebenen Theilen durchzogen, und bildete so die Formunterschiede ihrer Theile gleichwie als Grundlage für die Entstehung der Luft und der Erde, des Wassers und Feuers. Denn acht-undzwanzigseitige, dann pyramiden- und würfelförmige Körper mit gleichen Seiten und entsprechendem Winkel, und alles dieß im Einklang mit einander aus einer ungeordneten und unstäten Materie herauszuarbeiten, wäre ohne geometrische Begrenzung und Gliederung ganz unmöglich gewesen. Nachdem so das Unbegrenzte seine Begrenzung erhalten hatte, entstand und besteht die Welt in dem schönsten Einklang und Zusammenhang und in aller Vollendung: die Materie zwar strebt immer gewaltig in den unbegrenzten Zustand zurückzutreten und der geometrischen Gestaltung sich zu entziehen; aber die Vernunft hält sie fest in ihren Grenzen, und vertheilt sie in verschiedene Lebenskreise, in welchen alle Geschöpfe ihren Ursprung und Bestand finden.

4. Nach diesen Worten verlangte er, daß auch ich einen Beitrag zur Lösung dieser Aufgabe gebe. Ich lobte nun die vorgetragenen Ansichten, weil sie eigenes Produkt und von selbst entstanden seien und viel Wahrscheinlichkeit haben; damit ihr aber, sprach ich weiter, nicht gering von euch denken und nicht lediglich nach fremdem Beistand euch umsehen müsset, so will ich euch die Ansicht mittheilen, die bei meinen Lehrern den größten Beifall gefunden hat. Es gehört nämlich zu den schwersten Lehrsätzen oder vielmehr Aufgaben der Geometrie, neben zwei gegebenen Figuren eine dritte zu construiren, welche der einen von beiden gleich, der andern ähnlich sei, wie denn auch Pythagoras, als er diesen Lehrsatz ersonnen hatte, den Göttern geopfert haben soll. Dieser Lehrsatz ist auch wirklich viel feiner und künstlicher als der andere, welcher beweist, daß die Hypotenuse

eines rechten Winkels den beiden Seiten desselben gleich sei. Du hast Recht, sagte Diogenianus, aber was hat dieß mit der vorliegenden Frage zu schaffen? Dieß, erwiderte ich, werdet ihr leicht einsehen, wenn ihr euch an die Theilung im Timäus (p. 93 f.) erinnert, wo er das Urwesen, aus welchem die Welt entstanden ist, in drei Theile zerlegt, von dem wir den einen mit dem gebührendsten Namen Gott, den andern Materie, und den dritten Idee nennen. Unter diesen Grundstoffen ist die Materie der ungeordnetste, die Idee das schönste Vorbild, und der Gott die wirksamste Ursache. Da nun dieser, so weit möglich, nichts unbegrenzt lassen, sondern die Natur nach Verhältniß und Maß und Zahl ordnen wollte, so machte er aus allen drei vorliegenden Theilen ein einziges Ganzes, das der Form nach der Idee, der Größe nach der Materie glich. Er hat also dieser Aufgabe entsprechend zu zwei vorliegenden Theilen einen dritten hinzugefügt, und thut dieß immer noch, indem er die Welt immerfort an Größe der Materie gleich und an Gestalt der Idee ähnlich erhält. Da nämlich die Welt in Folge ihres naturnothwendigen Zusammenhangs mit dem Körper immer neuen Schöpfungen, Veränderungen und allen möglichen Einwirkungen ausgesetzt ist, so wird sie von ihrem Vater und Schöpfer geschützt, welcher mittelst der Vernunft die Materie in der dem Urbild entsprechenden Form begrenzt. So ist es auch schöner, wenn die Bestandtheile der Welt im rechten Verhältniß zu einander bleiben, als wenn sie einander gleich gemacht werden. Daher ist auch das, was die ganze Welt umfaßt, schöner als die einander gleichstehenden Theile derselben. *)

---

*) Der Text dieses letzten Satzes ist sehr unsicher.

Dritte Frage:

Warum hört man besser bei Nacht als bei Tag?

1. Als wir in Athen bei Ammonius zu Gaste waren, umtoste ein Lärm das Haus, da die Leute auf der Straße nach dem Prätor*) riefen, welches Amt Ammonius damals zum dritten Mal bekleidete. Nachdem nun durch einige seiner Bedienten, die er damit beauftragte, der Sturm beschworen und die Leute zerstreut waren, kamen wir darauf zu sprechen, warum die im Zimmer befindlichen Leute die auf der Straße Sprechenden deutlich hören, die auf der Straße aber nicht so gut hören was im Zimmer gesprochen wird. Da bemerkte Ammonius, diesen Fall habe schon Aristoteles mit der Erklärung erledigt, daß die Stimme von innen nach außen, sobald sie in den weiten Raum freier Luft kommen, sogleich geschwächt und zerstreut werde; die von der Straße ins Zimmer dringende Stimme dagegen finde kein solches Hinderniß, sondern halte zusammen und bleibe verständlich. Der Umstand aber bedürfe eher der Erklärung, daß die Stimmen bei Nacht lauter tönen und neben ihrer Stärke auch ihre Deutlichkeit ganz klar erhalten. Ich für meine Person nun, fuhr er fort, halte es für eine weise Einrichtung der Vorsehung, daß sie dem Gehör zu der Zeit große Deutlichkeit verleiht, wo das Gesicht nichts oder nur wenig nützt, denn die dunkle Luft der, wie Empedokles sagt,

Finstern und schweigsamen Nacht

theilt, was sie den Augen an Vorempfindung entzieht, den Ohren mit. Da man aber auch von dem was durch Naturnothwendigkeit geschieht

*) So hieß unter römischer Herrschaft der höchste Beamte, der im freien Hellas Archon hieß.

den Grund herausbringen muß, und die Aufsuchung materieller und organischer Ursachen Sache der Naturphilosophen ist, — wer von uns wird zuerst einen wahrscheinlichen Grund vorzubringen wissen?

2. Als es darauf stille wurde, sagte Boëthus, als er noch jung gewesen und die Redekunst gelehrt, habe er Postulate aus der Geometrie herbeigezogen und unerwiesene Voraussetzungen zu Grunde gelegt, jetzt aber werde er von solchen Voraussetzungen ausgehen, welche bereits von Epikurus erwiesen seien. „Alles, was ist, bewegt sich in dem, was nicht ist.“ Denn zwischen den Atomen der Luft breitet sich viel leerer Raum aus. Wenn dann die Luft sich ausdehnt und eine größere Fläche einnimmt, und in Umlauf kommt, so bleiben in Folge dieser Lockerheit zwischen den Atomen nur kleine und schmale leere Zwischenräume übrig, und die Atome nehmen einen großen dazwischenliegenden Raum ein. Wenn sie sich aber zusammenzieht und die Atome auf einen kleinen Raum zusammengedrängt werden, und mit Gewalt aufeinander stoßen, so lassen sie auf der Außenseite einen weiten Raum und viele Lücken frei. Das Letztere findet bei Nacht in Folge der Kälte statt, denn die Wärme erweicht und trennt die festen Körper und löst sie auf; daher nehmen Körper, welche dampfen und erweicht und flüssig werden, einen großen Raum ein, wie umgekehrt die festen und erkälteten Körper sich zusammenziehen und verengen nnd in den sie umschließenden Gefäßen oder Gegenden leere Räume übrig lassen, aus denen sie sich zurückgezogen haben. Wenn also die Stimme auf viele dichtgedrängt bei einander stehende Körper stößt, wird sie entweder ganz wirkungslos, oder sie erhält Lücken und erleidet viele und große Hemmungen und Verzögerung; in einem leeren und von Körpern freien Zwischenraum dagegen hat sie freie Bahn und dringt ohne Unterbrechung und Anstoß bis zum Gehör, und bewahrt vermöge ihrer Schnelligkeit der Rede

auch ihre Deutlichkeit. Es ist ja bekannt, daß leere Gefäße, wenn man auf sie schlägt, die Schläge leichter erwidern und den Ton lange anhalten und ihn oft über einen größern Kreis verbreiten. Solche Gefäße dagegen, welche mit einem festen Stoffe oder mit Flüssigkeit gefüllt sind, bleiben ganz stumm und unempfindlich, weil der Ton keinen Weg und keinen Raum findet, um einzudringen. Unter diesen Stoffen geben Gold und Stein wegen ihrer Dichtigkeit nur einen dünnen und widrigen Ton, und erdrücken den Klang schnell in sich. Dagegen gibt das Erz einen schönen und anhaltenden Klang, weil es viele Höhlungen hat, und aus einer leichten und feinen Masse besteht, und nicht aus vielerlei dicht an einander gedrängten Stoffen zusammengedrückt ist, sondern meist aus einer nachgiebigen und unzusammenhängenden Substanz besteht, welche überhaupt für Einwirkungen sehr zugänglich ist und so auch den Ton willig aufnimmt und weiter gibt, bis ihm etwa ein dichterer Soff in den Weg kommt und den Kanal verstopft; dann stockt er in Folge dieser Versperrung und dringt nicht weiter. Dieses also scheint mir die Nacht volltönend zu machen, während der Tag wegen der Wärme und des Auseinandergehens der Luft weniger große Zwischenräume zwischen den Atomen hervorbringt. Nur darf man dabei gegen meine ersten Voraussetzungen nichts einwenden.

3. Dagegen bemerkte ich, da Ammonius mich aufforderte, ihm zu entgegnen: Deine ersten Voraussetzungen, lieber Boethus, die gar viel Leeres in sich haben, mögen unangefochten bleiben; aber das ist eine unrichtige Voraussetzung daß der leere Raum der Stimme Sicherheit der Bewegung verschafft. Denn das Unfühlbare und das Unempfindliche und Untreffbare ist eine Eigenschaft der Stille und Ruhe; die Stimme aber ist ein Stoß auf einen den Schall fortpflanzenden Körper; durchhallend aber ist er, weil er mit dem anschlagen-

den Körper gleicher Natur und Beschaffenheit, und beweglich und leicht und gleichmäßig ist und nachgiebig gegen das, was mit Kraft und Nachdruck stoßt; gerade so wie unsere Luft ist. Denn auch das Wasser und die Erde und das Feuer, die an sich stumm sind, tönen allsammt, wenn der Wind in sie fährt und lassen Gekrach und Getöse hören. Das Erz aber hat keine hohlen Stellen, sondern es ist darum leicht zu schlagen und volltönig, weil es einen gleichmäßigen und zarten Hauch an sich hat. Will man aber nach dem Augenschein urtheilen, so stellt sich vielmehr das Eisen als durchbrochen und durchlöchert und zellenartig dar, es ist aber sehr übelklingend und das klangloseste unter allen Metallen. Man brauchte also nicht die Ruhe der Nacht, zu stören, indem man ihre Luft an- und zusammenzog und auf der andern Seite leere Räume übrig ließ, wie wenn die Luft der Stimme im Wege stände und ihre Wesenheit zerstörte, während doch gerade die Luft das ganze Wesen und den Körper und die Kraft der Stimme bildet. Außerdem müßten dann auch die ungewöhnlichen, d. h. die neblichten und stürmischen, Nächte durchhallender sein als die Nächte mit schönem Wetter und guter Temperatur, weil sie die Atome auf die eine Seite zusammendrängen und so auf der andern Seite, von welcher sich diese entfernt haben, leeren Raum lassen; und, was am nächsten liegt, ein kalter Tag müßte durchhallender sein als eine warme Sommernacht. Aber keines von beiden entspricht der Wirklichkeit. Daher nehme ich Umgang von einer weiteren Besprechung dieser Ansicht, und komme auf den Anaxagoras zu sprechen, welcher behauptet, die Sonne bringe in der Luft eine zitternde und schwingende Bewegung hervor, wie an den kleinen Stäubchen und Stückchen, auch Flocken genannt, ersichtlich sei, welche immer durch das Sonnenlicht hin- und herschießen. Diese nun, sagt er weiter, machen, weil sie bei der Wärme zischen und knarren,

eben durch dieses Geräusch den Tag über die Stimmen schwerer zu hören; des Nachts aber höre ihre Bewegung und ihr Geräusch auf.

4. Darauf bemerkte Ammonius: Es wird euch vielleicht lächerlich vorkommen, daß ich mir getraue, den Demokritus zu widerlegen, und im Sinne habe die Fehler des Anaxagoras zu verbessern. Indeß muß man die Körper des Anaxagoras vom Zischen befreien, das weder wahrscheinlich noch nothwendig ist, da die zitternde und schwirrende Bewegung der Körper im Lichte hinreicht, die Töne auseinanderzureißen und oft ganz zu zerstreuen. Die Luft nämlich, welche, wie oben bemerkt, den Körper und die Substanz des Tones bildet, verbreitet, wenn sie ruhig ist, die Theile und Schwingungen des Schalles weithin in gerader Richtung ohne Hinderniß und Unterbrechung. Denn Windstille und klare Luft ist dem Tone günstig, und umgekehrt; wie auch Simonides sagt:

Denn da entstand nicht ein blätterabschüttelndes Wehen des Winds,
Das weit sich verbreitend die lieblichen Klänge des Liedes gehindert,
Zu erreichen der Menschen Gehör.

Denn oft läßt die Luft, wenn sie unruhig ist, die Stimme nicht in artikulirter und ausgebildeter Form das Gehör erreichen, obwohl sie ihm immer etwas von ihrer Fülle und Stärke zuführt. Die Nacht also besitzt an und für sich nichts, womit sie die Luft bewegen könnte, wohl aber hat der Tag ein sehr wirksames Mittel dazu, die Sonne, wie auch Anaxagoras schon bemerkt hat.

5. Da fiel des Ammonius Sohn Thrasyllus ein mit den Worten: ums Himmelswillen, was sind wir für Leute, daß wir den Grund in den nur geistig wahrnehmbaren Bewegungen der Luft suchen zu müssen glauben, und ihre augenfällige Bewegung und Zuckung unbeachtet lassen; und doch bewegt Zeus, dieser große Herrscher im Himmel,

nicht etwa unvermerkt und leise, die kleinsten Theile der Luft, sondern gibt sich offen zu erkennen und bringt dann Alles zum Aufstehen und in Bewegung,

Glückverkündend, die Völker erweckend zu ihren Geschäften;

und diese folgen ihm und fassen mit Tagesanbruch neue Gedanken, wie Demokritus sagt, aber nicht an lautlose und unnütze Beschäftigung. Daher hat auch Ibykus treffend den Morgen Klytos *) genannt, weil mit ihm das Hören und sofort das Sprechen beginnt; bei Nacht dagegen ist die Luft, weil Alles im Schlafe liegt, meist ruhig und geräuschlos und läßt demgemäß den Schall unversehrt an uns kommen.

6. Darauf bemerkte Aristodemus aus Kyprus, der auch in der Gesellschaft war: Lieber Thrasyllus, sieh dich doch vor, ob nicht diese Behauptung durch die nächtlichen Kämpfe und Märsche großer Heere wiederlegt wird, wo die Stimme ebensogut gehört wird, obgleich die Luft in unruhiger Bewegung ist. Es liegt nämlich der Grund auf unserer Seite; denn wenn wir bei Nacht sprechen, so ist es meist der Fall, daß wir, wenn wir Andern Befehle geben oder Fragen an sie richten, dieß lärmend und in gesteigerter Stimmung thun und uns so zu lautem Rufen anstrengen. Denn was uns zu der Zeit, wo wir gewöhnlich der Ruhe pflegen, zum Reden und Handeln veranlaßt, ist keine unbedeutende oder ruhige Angelegenheit, sondern etwas Bedeutendes, das wegen seiner großen Wichtigkeit nothwendig beschleunigt werden muß, in Folge dessen wir auch eine stärkere Stimme erhalten.

---

*) Von κλύω: hören.

Vierte Frage:

Warum haben die Kampfspiele, deren jedes einen andern Kranz bietet, alle gleichmäßig den Palmzweig?

1. Bei der Feier der Isthmien, wo Sosius zum zweitenmal den Vorsitz bei dem Feste führte, hielten wir uns von seinen übrigen Gastereien fern, weil er dazu außer vielen Fremden oft noch alle seine Mitbürger einlud; nur einmal, wo er fast nur Freunde und Gelehrte in seinem Hause empfing,*) fanden wir uns auch ein. Wie nun die ersten Tische**) weggeräumt waren, brachte Jemand dem Herodes von einem seiner Schüler, der mit einer Lobrede gesiegt hatte, einen Palmzweig und einen Blumenkranz. Herodes nahm diese sehr freundlich an, schickte sie aber wieder zurück und bemerkte dann, er wisse nicht, warum denn eigentlich jedes Kampfspiel einen andern Kranz, alle aber gleichmäßig den Palmzweig angenommen haben. Denn ich wenigstens, fuhr er fort, glaube nicht an die Erklärung, daß die Gleichmäßigkeit der Palmblätter, welche gleichsam gegen einander auftreten und zugleich mit einander hervorschießen, etwas wie einen Wettkampf darstellen, und daß der Sieg seinen Namen vom „Nichtweichen" habe. Denn auch sehr viele andere Pflanzen, welche unter die paarweis einander gegenüberstehenden Blätter mit vollkommener Gleichheit wie mit Maß und Gewicht die Nahrung vertheilen, zeigen eine wundervolle Gleichheit und Ordnung. Eher noch könnte man die Ansicht gelten lassen, daß man in alter Zeit die Schönheit und

*) In Korinth.

**) d. h. die Tische zur Mahlzeit, auf welche das Trinkgelage folgte.

den stattlichen Wuchs derselben bewundert habe, wie ja auch Homer die blühende Schönheit der Phäakerin mit einem Palmreis verglichen habe. Man weiß ja wohl, daß man von jeher den Siegern auch Rosen und Nelken, manchmal selbst Aepfel und Granaten, zuwarf, um sie mit etwas Schönem zu ehren. Aber die Palme besitzt keinen so hervorstechenden Vorzug vor andern Bäumen, da sie in Hellas nicht einmal eine genießbare, sondern eine unentwickelte und unreife Frucht trägt. Wenn sie freilich, wie in Syrien und Aegypten, die Dattel lieferte, welche an Schönheit jede Sehenswürdigkeit und an Süßigkeit alle Leckerbissen übertrifft, so wäre kein anderer Baum mit ihr zu vergleichen. Wenigstens erzählt man, daß der Kaiser*) den peripatetischen Philosophen Nikolaus, einen Mann von einnehmendem Charakter und hohem, schlanken Wuchs, dessen Gesicht mit einer in's Purpurrothe spielenden Röthe überzogen war, außerordentlich geliebt und die größten und schönsten Datteln Nikolaen genannt habe, wie sie jetzt noch heißen.

2. Diese Geschichte von Nikolaus, welche Herodes einfließen ließ, machte der Gesellschaft eben so viel Freude, als das vorliegende Thema. Deßhalb, bemerkte Sospis, soll auch Jeder um so mehr bestrebt sein, das, was er für das Richtige hält, zur Untersuchung beizusteuern. Ich will also zuerst das beibringen, daß der Ruhm der Sieger so lang als möglich unvergänglich und ewig jung erhalten werden müsse. Nun gehört aber die Palme zu den am längsten dauernden Bäumen, wie auch dieser orphische Vers bezeugt:

Lebend so lang wie die hochbelaubten Zweige der Palme.

Sie besitzt nämlich fast allein die Eigenschaft, die fälschlich vielen

*) Augustus.

andern Bäumen zugeschrieben wird, nämlich daß sie immer grün und stets belaubt ist. Denn weder der Lorbeerbaum, noch der Oelbaum, noch die Myrte, und überhaupt keiner von den Bäumen, die dafür gelten, daß sie ihre Blätter nicht verlieren, behalten, wie man sieht, die gleichen Blätter, sondern alle diese bleiben, wie die Städte, dadurch daß ihre ersten Blätter abfallen und andere nachwachsen, lebendig und unverändert, die Palme dagegen verliert nichts von dem, was an ihr gewachsen ist, sondern behält immerfort ihre Blätter. Diese Ueberlegenheit derselben ist es hauptsächlich, warum man sie der Kraft des Siegers zueignet.

3. Als Sospis geschlossen hatte, rief der Grammatiker Protogenes den Fremdenführer Praxiteles mit seinem Namen, und sagte: Sollen wir also diese Redekünstler das, was unsere Sache ist, mit Wahrscheinlichkeitsgründen abmachen lassen? und wissen wir nicht selbst etwas aus der Geschichte zur Erklärung der Sache beizubringen? Und doch habe ich, wie ich mich zu erinnern glaube, neulich in der attischen Geschichte gelesen, daß zuerst Theseus, als er auf Delos ein Kampfspiel veranstaltete, einen Zweig von der heiligen Palme abgerissen habe, welcher ebendaher den Namen Spadix*) erhielt.

4. Praxiteles erwiderte: damit, werden sie sagen, sei nichts erklärt; man müsse sich bei Theseus selbst noch erkundigen, aus welchem Grund er bei der Anordnung des Kampfspiels einen Palmzweig und nicht einen Lorbeer- oder Oelzweig abgerissen habe. Bedenke also, ob nicht die Palme der eigentliche Siegespreis für die pythischen Spiele ist, und ob nicht die Amphiktyonen zuerst zur Ehre des Gottes die Sieger mit Lorbeer- und Palmzweigen schmückten, wie sie denn auch dem Gotte nie Lorbeer- oder Oelbäume, sondern Palmbäume

*) Der abgerissene Zweig.

weihten; z. B. auf Delos Nikias, als Chorführer der Athener, und die Athener, und schon vorher Kypselus von Korinth in Delphi. Gilt ja der Gott selbst auch noch sonst für einen Liebhaber des Kampfes und Sieges, sofern er im Kitharaspiel und Gesang und im Diskuswerfen, und, wie Manche behaupten, selbst im Faustkampf wettkämpfte; auch hilft er den Menschen im Kampfe, wie Homer bezeugt, wo er den Achilleus sagen läßt (Il. XXIII. 659 f.):

> Hierum laßt zwei Männer, die kräftigsten unter der Heerschaar,
> Rüstig die Faust aufheben zum Kampf. Wem Phöbus Apollon
> Kampfausdauer verleiht.

So läßt er auch von den beiden Bogenschützen den einen, welcher vorher zu dem Gotte betete, glücklich sein und den ersten Preis erringen, den andern übermüthigen aber, der nicht betete, das Ziel verfehlen. Und es ist wahrlich nicht anzunehmen, daß die Athener ihr Gymnasium ohne Grund und Anlaß dem Apollon geweiht haben; sondern sie glaubten, der Gott von dem uns die Gesundheit kommt verleihe auch Gewandtheit und Stärke zum Wettkampf. Und da es leichte und schwere Kampfarten gibt, so opfern, wie erzählt wird, die Delpher dem Apollon als Faustkämpfer, die Kreter und Lakedämonier als Läufer. Und die Waffen und das Beste der Kriegsbeute und die Siegeszeichen, welche zu Pytho als Weihgeschenke dargebracht sind, beweisen diese nicht ebenfalls, daß dieser Gott den größten Einfluß auf Sieg und Obergewalt hat?

5. Praxiteles wollte noch weiter sprechen, aber des Theon Sohn Kaphisus unterbrach ihn mit den Worten: aber das riecht ja nicht nach Geschichte und nicht nach Büchern, welche Merkwürdigkeiten beschreiben, sondern ihr suchet mit Beweisen, die ihr mitten aus den peripatetischen Hauptstücken herausklaubt, die Sache glaub-

lich zu machen, und müsset dazu noch einen tragischen Theatercoup anbringen, um Diejenigen, welche euch widersprechen, mit dem Gotte zu schrecken. Der Gott nun ist, wie dieß in seinem Wesen liegt, gegen alle Menschen in gleicher Weise gnädig; wir aber wollen dem Sospis folgen, der uns den besten Weg zeigt, und uns wieder an den Palmbaum machen, welcher so reichlichen Anlaß zur Untersuchung bietet. Die Babylonier z. B. rühmen von diesem Baume in Gesängen, daß er ihnen dreihundertsechszigfachen Nutzen bringe. Für uns Hellenen freilich ist er am wenigsten nuzbar: aber dem athletischen Ruhme ist er eben wegen seiner Unfruchtbarkeit geweiht. Denn während er in Folge seiner Enthaltsamkeit*) der schönste und größte Baum ist, so ist er uns in unserem Lande nicht zeugungskräftig, sondern weil er seine Nahrung auf die Förderung seines kräftigen Baues verwendet, wie der Athlet auf die Kampfübung, so bleiben ihm nur wenige und schlechte Nahrungssäfte zum Uebergehen in den Samen. Und außer allem diesem hat die Palme, wie ich jezt nachweisen will, noch eine ganz besondere Eigenschaft, wie sie bei keinem andern Baume vorkommt. Wenn man nämlich oben auf den Baum eine Last legt, dessen Gewicht auf ihn drückt, so weicht er nicht in der Art zurück, daß er sich auf die Seite herabdrücken ließe, sondern wölbt sich im Gegentheil nach oben, um dem Drucke zu widerstehen. Dasselbe nun findet auch beim athletischen Wettkampfe statt; denn diejenigen, welche aus Schwäche oder Weichlichkeit den Gegnern nachgeben, werden von diesen gekrümmt und niedergedrückt, während Diejenigen, welche der Uebung mit festem Muthe Stand halten, nicht nur körperlich, sondern auch geistig gehoben und gefördert werden.

*) Weil er sich der Zeugung, d. h. des Fruchttragens, enthält. Statt εὐταξίας vermuthet Wytt. εὐεξίας: in Folge seines kräftigen Wuchses.

Fünfte Frage:

Warum holen die Schiffer das Wasser bei Nacht aus dem Nil?

Es wünschte Einer zu wissen, warum die Schiffskapitäne ihr Wasser aus dem Nil bei Nacht und nicht bei Tage holen. Einige meinten, aus Furcht vor der Sonne, weil diese, wenn sie das Wasser vorher erwärme, dasselbe zum Faulen geneigter mache. Denn jeder erwärmte und erweichte Stoff ist immer mehr dem Umschlag ausgesetzt, weil er durch die Lockerung seines Zustandes schon vorher Schaden gelitten hat. Die Kälte dagegen ist zusammendrückend und scheint alle Dinge, namentlich aber das Wasser, durch Zusammenhalten in ihrem ursprünglichen Zustande zu erhalten. Denn die Kälte ist ihrer Natur nach dazu bestimmt, das Wasser in seinem ursprünglichsten Zustande festzuhalten. Dieß beweist der Schnee, welcher das Fleisch lange Zeit vor der Fäulniß bewahrt. Die Wärme aber verschlechtert überhaupt und namentlich beim Honig die natürliche Beschaffenheit. Denn wenn dieser gekocht wird, so verdirbt er, während er, wenn er im rohen Zustande bleibt, selbst noch andere Stoffe gegen die Verderbniß schützt. Hauptsächlich aber wurde diese Erklärungsweise durch das Sumpfwasser bestätigt; dieses kann man nämlich im Winter ebensogut wie jedes andere Wasser trinken, im Sommer aber wird es schlecht und ungesund. Da so die Nacht dem Winter und der Tag dem Sommer zu entsprechen scheint, so glauben sie, das Wasser bleibe eher unverändert, wenn sie es bei Nacht holen.

Während diese Erklärung ganz annehmlich schien, stellte sich ihr eine andere entgegen, welche den Glauben der Schiffer durch die unmittelbare Erfahrung bestätigen sollte *). Denn, bemerkten Einige, sie

*) Der überlieferte Text lautet: welche die Klugheit der Schiffer auf die einfachste Weise erklären sollte.

fassen das Wasser bei Nacht, so lange der Fluß in ruhigem Zustande ist, bei Tag aber, wo viele Leute aus ihm Wasser schöpfen und auf ihm herumfahren und Thiere sich darin herumtreiben, wird er getrübt und sein Wasser dick und erdig. Ein solches Wasser geht dann leicht in Fäulniß über; denn alles Gemischte ist der Fäulniß mehr ausgesetzt als das Ungemischte, weil die Mischung zum Streit führt, und der Streit zur Veränderung; eine solche aber ist die Fäulniß. Darum nennen die Maler die Mischung der Farben eine Verreibung *) derselben in einander, und Homer nennt das Färben eine Befleckung, der gewöhnliche Sprachgebrauch aber bezeichnet das, was unvermischt und rein ist, als unverdorben und unverletzt. Namentlich aber wenn Erde unter das Wasser hineinkommt, verderbt sie dasselbe und verwischt dessen Süße und natürlichen Geschmack. Daher sind die stehenden und tief zwischen Anhöhen liegenden Wasser mehr der Fäulniß ausgesetzt, weil sie sich mit vieler Erde füllen, während die fließenden Gewässer dieselbe, wenn sie ihnen nahe kommt, meiden oder zurückstoßen. So lobt auch Hesiod (W. u. T. 595) mit Recht das Wasser der

Nie versiegenden, nie abfließenden, lauteren Quelle.

Denn das Unverdorbene ist gesund, unverdorben aber ist das Ungemischte und rein Gehaltene. Diese Ansicht wird namentlich auch durch die Verschiedenheit des Erdbodens bestätigt. Denn die Wasser, welche durch eine gebirgige und steinigte Gegend fließen, sind stärker als die, welche auf sumpfigem und flachem Lande fließen, weil sie nicht viel Erde mit sich fortreißen. Der Nil nun, welcher von weichem Land umschlossen oder vielmehr wie das Blut mit dem Fleische mit demselben vermengt ist, zieht zwar einige Süßigkeit aus dem-

*) Eigentlich Zerstörung: φθορά.

selben an sich und füllt sich mit Säften an, welche eine wirksame und nährende Kraft besitzen, fließt aber mit vielem Anhängsel und trüb daher, und dieß um so mehr, wenn er aufgestört wird; denn eine solche Bewegung bringt erdige Theile unter das Wasser, welche, wenn es ruhig wird, durch ihre Schwere ein Uebergewicht bekommen und abgehen. Darum also holen sie ihr Wasser bei Nacht, wodurch sie zugleich auch der Sonne zuvorkommen, welche immer die feinsten und leichtesten Theile der Flüssigkeit aufzieht und zersetzt.

Sechste Frage:

Von den Leuten, die zu spät zu Tische kommen und von den Namen der verschiedenen Mahlzeiten.

1. Da meine jüngeren Söhne der Musik zu lieb sich etwas länger im Theater aufhielten, und deßhalb zu spät zu Tische kamen, wurden sie von Theons Söhnen im Scherze als Leute gescholten, welche die Mahlzeit aufhalten und im Finstern zu Abend essen, vergalten es ihnen aber wieder damit, daß sie sie Renner zum Schmauße schimpften. Da bemerkte ein älterer Gast, ein Tafelrenner sei der, welcher zu spät zu Tische komme, denn man sehe, daß er, wenn er sich verspätet habe, schneller als im Schritte laufe. Dabei erzählte er einen Witz von Battus, dem Possenreißer des Kaisers, welcher Diejenigen, welche zu spät zu Tische kamen, Schmaußsüchtige nannte, weil sie, wenn sie auch noch so viel zu thun haben, doch aus Eßlust keine Einladung ausschlagen.

2. Ich fügte bei, daß auch der athenische Demagog Polycharmus, als er in der Volksversammlung Rechenschaft über seinen Lebenswandel

gab, sich geäußert habe: überdieß, liebe Athener, war ich, wenn ich zu einem Gastmahl geladen war, niemals der Letzte, der kam. Denn dieß gilt für sehr volksfreundlich, und umgekehrt werden die Leute, wenn sie auf zu spät Kommende warten müssen, mißmuthig über ihr unfreundliches und oligarchisches Betragen.

3. Soklarus sodann bemerkte zu Gunsten der Jünglinge: auch den Pittakus soll Alkäus nicht deßhalb einen Nachtesser geheißen haben weil er zu spät zur Mahlzeit kam, sondern weil er sich meist mit gemeinen und schlechten Gästen vergnügte. In alter Zeit jedoch galt es für eine Schande, schon früh Morgens die Hauptmahlzeit zu genießen, daher soll das Frühstück seinen Namen Akratisma von der Unmäßigkeit erhalten haben.

4. Da entgegnete Theon: nichts weniger, wenn man denen glauben darf, welche über die Lebensweise der früheren Zeit Nachricht geben. Sie erzählen nämlich, die damaligen arbeitsamen und mäßigen Leute haben früh Morgens nichts weiter gegessen als Brod, das sie in reinen Wein eintauchten, und von diesem ungemischten Weine sei das Frühstück Akratisma genannt worden. Die Hauptmahlzeit sodann nannten sie Opson, weil sie dieselbe erst spät (ὀψέ) einnahmen, wenn sie mit ihrer Arbeit fertig waren. Dieß gab Anlaß, auch bezüglich der Hauptmahlzeit (δεῖπνον) und des Frühstücks (ἄριστον) zu ermitteln, woher sie ihren Namen haben. Man meinte nun, Ariston sei dasselbe was Akratisma, und berief sich dafür auf Homer, wo er sagt (Od. XVI, 2.), Odysseus und Eumäus

zündeten Feuer am Morgen sich an und besorgten das Frühmahl;

man hielt es also für wahrscheinlich, daß es von der Morgenzeit seinen Namen Ariston erhalten habe, wie auch Aurion. Die Hauptmahlzeit aber heiße so, weil sie die Arbeit unterbricht; denn man

nimmt sie entweder nach vollendeter Arbeit oder während derselben ein. Auch dieß läßt sich aus Homer entnehmen, wo er sagt (Il. XI, 86):

Aber zur Zeit, wo das Mahl sich der Holzarbeiter bereitet;

wenn es nicht seinen Namen vielmehr davon hat, daß man es mühelos und leicht von dem, was eben bei der Hand war, nahm, die Hauptmahlzeit aber förmlich zubereitet wurde, und man deshalb das erstere als das leichteste bezeichnet, die letztere als als etwas mit Sorgfalt Zubereitetes.

5. Da erklärte mein Bruder Lamprias, in seinem ganzen Wesen ein ausgelassener Spötter, da man dem possenhaften Geschwätz so weiten Spielraum gestatte, wolle er beweisen, daß die römischen Namen unendlich bezeichnender seien als die hellenischen. Die Hauptmahlzeit heiße dort coena von ihrer Gesellschaftlichkeit; denn die alten Römer waren beim Frühstück gern allein, beim Abendessen aber in Gesellschaft von Freunden. Das Frühstück wurde nach der Tageszeit desselben prandium genannt, denn Endios bezeichnet die Mittagszeit und Endiazein die Mittagsruhe nach dem Frühmahl, oder wollten sie vielleicht damit ein Morgenessen bezeichnen, das man zu sich nahm, ehe ein Bedürfniß vorlag. Und in der That, abgesehen von den Bettdecken, dem Weine, dem Honig, dem Oel, dem Geschmacke und dem Zutrinken und sehr vielen anderen Namen, welche sie, wie Jedermann sieht, mit uns gemein haben, — wer möchte leugnen, daß comissatio von dem hellenischen Komos gebildet ist und miscere von Kerasai, wie auch der homerische Sprachgebrauch zeigt (Od. X. 356):

Die dann mischte den süßen erfreuenden Wein in dem Mischkrug;

und daß der Tisch mensa heißt, weil er in der Mitte steht, und das Brod panis, weil es den Hunger stillt, und der Kranz nach dem Haupte

Krone heißt, wie auch Homer irgendwo (Il. VII. 12.) den Helm mit „Umkränzung“ bezeichnet; ferner kommt caedere von δέρειν und die Zähne dentes von ὀδόντες und labra die Lippen daher, weil man mit ihnen die Speise nimmt. Und nun muß man diese Erklärung ohne Lachen anhören, oder auch diejenigen nicht so leicht sich einschleichen lassen, welche an den Namen, wie an den Härchen, das eine Stück abschneiden und das andere aufputzeu.

Siebente Frage:

Von Pythagoras und seinen Sinnbildern.

1. Als ich nach langer Zeit wieder einmal nach Rom kam, ließ der Karthager Sulla ein Gastmahl zu meinem Empfang, wie es die Römer nennen, ansagen, zu welchem er nur wenige Freunde einlud, darunter den Lucius aus Etrurien, einen Schüler des Pythagorikers Moderatus. Wie nun dieser sah, daß unser Landsmann Philinus sich der Speisen von Belebtem enthielt, gab ihm dies, wie zu erwarten, Anlaß von Pythagoras zu sprechen; und zwar behauptete er, derselbe sei ein Etrusker, zwar nicht der Abkunft nach, wie Manche vorgeben, sondern Pythagoras sei in Etrurien geboren, erzogen und geschult worden. Er stützte sich dabei hauptsächlich auf die Sinnbilder desselben, z. B. daß man gleich beim Aufstehen aus dem Bette die Bettstücke unter einanderwerfen, oder daß man die Spur eines abgehobenen Topfes in der Asche nicht zurückbleiben lassen, sondern verwischen, keine Schwalbe ins Haus zulassen, über keinen Besen wegschreiten, und keine Thiere mit krummen Klauen im Hause halten solle. Diese mündlichen und schriftlichen Vorschriften der Pythagoreer, bemerkte er, werden im Leben nur von den Etruskern beachtet und gehalten.

2. Unter diesen von Lucius angeführten Sinnbildern kam uns das von den Schwalben am unbegreiflichsten vor, wie nämlich dieses unschädliche und an die Menschen sich anschließende Geschöpf, gleich den wildesten und mordsüchtigsten Thieren mit krummen Klauen, ausgesperrt werden solle. Denn der einzige Grund womit in alter Zeit Manche dieses Sinnbild erklären zu können meinten, daß nämlich das Zusammenleben mit Verleumdern und Ohrenbläsern damit gemeint sei, fand selbst bei Lucius keinen Beifall. Denn das Zischeln ist gar nicht Sache der Schwalbe, und ihr Zwitschern und Schreien ist nicht größer als das der Häher, Rebhühner und Hühner. Da fragte Sulla: ist es denn nicht die Fabel von dem Kindermord, weßhalb sie die Schwalben verabscheuen, um uns mit einem Beispiel aus ferner Zeit jene Leidenschaften verhaßt zu machen, in Folge welcher Tereus und die beiden Weiber solche frevelhafte und greuliche Dinge theils gethan, theils erlitten haben, und man noch jetzt die Schwalben daulische Vögel nennt? *) Und der Sophist Gorgias, als eine Schwalbe ihre Ausleerung auf ihn fallen ließ, schaute nach ihr auf, und sagte: Das ist nicht schön von dir, Philomele. Vielleicht aber ist auch dieses gar nicht der Grund, da sie die Nachtigall, welche in die nämlichen tragischen Verwicklungen verfallen war, nicht absperren und austreiben.

3. Lieber Sulla, sagte ich, auch das kann wohl zu der Erklärung beitragen; aber bedenke doch, ob nicht die Schwalbe bei ihnen aus demselben Grunde in schlechtem Rufe steht, aus welchem sie die Thiere mit krummer Klaue nicht bei sich zulassen. Denn die Schwalbe ist fleischfressend **) und tödtet, und frißt namentlich die den Musen

*) Weil die phokische Stadt Daulis der Schauplatz der Fabel ist.

**) d. h. ein Raubvogel.

heiligen Grillen; sie fliegt ferner niedrig am Boden und fängt die kleinen und zarten Thierchen weg, wie Aristoteles sagt; sodann wirft sie allein unter Allen, die unter demselben Dache wohnen, keinen Nutzen ab; während doch der Storch, der bei uns kein Obdach und keine Zuflucht und keine Sicherheit und keinen Schutz findet, ein Miethgeld für das Betreten des Bodens zahlt, indem er auf seinen Wanderungen die den Menschen gefährlichen und feindlichen Thiere, die Kröten und Schlangen, vertilgt; die Schwalbe dagegen, welche alle jene Vortheile genießt, zieht, wenn ihre Jungen aufgezogen und flügg sind, undankbar und treulos*) ab. Das Schlimmste aber ist, daß unter allen Hausthieren die Schwalbe und die Mücke allein sich nicht an den Menschen gewöhnt und sich nicht berühren läßt und zu keinem gemeinschaftlichen Verkehr in Ernst oder im Scherze hergibt. Die Mücke macht es zwar ebenso, aber aus Furcht, weil sie häufig mißhandelt und verscheucht wird, die Schwalbe dagegen ist wegen ihrer Treulosigkeit immer unbezähmbar und mißtrauisch. Wenn man nun solche Dinge nicht in gerader Richtung, sondern im Lichtreflexe, wie Spiegelbilder des Einen im Andern, betrachten muß, so hat wohl Pythagoras die Schwalben als warnendes Beispiel der Unbeständigkeit und des Undanks hingestellt und will nicht, daß man solche Leute, die sich um ihres Vortheils willen an uns hängen und bei uns einschleichen, noch weiter vertraut machen und an Herd und Haus und dem Heiligsten Theil nehmen lassen soll.

4. Mit dieser Erklärung glaube ich den Andern Muth zum Sprechen gemacht zu haben; denn sie machten sich jetzt unverzagt auch an die anderen Sinnbilder und suchten ihnen meist eine moralische Deutung zu geben. So meinte Philinus, mit dem Ver-

*) Statt ἄπιστος lesen Andere καταπτυστος: verachtet.

wischen der Spur des Topfes wollen sie die Lehre geben, daß man keine sichtbare Spur des Zornes zurückbehalten, sondern, wenn er ausgetobt und sich beruhigt hat, alles Nachtragen des erlittenen Bösen austilgen solle. In dem Durcheinanderwerfen der Bettstücke, meinten Einige, liege kein Geheimniß verborgen, sondern es erkläre sich unmittelbar daraus, daß es sich für einen Mann nicht schicke, wenn er bei seiner Frau geschlafen, den Schauplatz und die Spuren davon wie in einem davon zurückgebliebenen Abdruck zu sehen. Sulla jedoch fand es wahrscheinlicher, daß dieses Sinnbild den Mittagsschlaf dadurch verhüten wolle, daß gleich Morgens der Apparat zum Schlafen weggeschafft wird: wir sollten nämlich bei Nacht ruhen, am Tage aber aufgeweckt und thätig sein, und nicht gleichsam nach der Spur eines Leichnams umherschauen, denn ein schlafender Mann ist so wenig nütze als ein todter. Diese Ansicht schien auch noch darin eine Bestätigung zu finden, daß die Pythagoreer ihren Freunden den Rath geben, Niemand eine Last abzunehmen, sondern mitzuhelfen, daß man ihm immer aufbürde und auflade, um keine Unthätigkeit und Bequemlichkeit aufkommen zu lassen.

Achte Frage:

Warum enthalten sich die Pythagoreer des Fischessens?

1. Da Lucius diesen Vortrag weder tadelte, noch lobte, sondern ruhig sitzen blieb und still und in sich gekehrt zuhörte, rief Empedokles dem Sulla mit Namen und sagte: Wenn unser Freund Lucius mit dem Vorgetragenen unzufrieden ist, so ist es auch für uns Zeit aufzuhören; wenn aber diese Fragen zu dem gehören, was unter die

pythagoreische Verschwiegenheit fällt, so, glaube ich, wird doch die Thatsache kein Geheimniß sein, das man nicht unter die Leute bringen dürfte, daß die Pythagoreer sich ganz besonders der Fische enthalten. Dies wird nicht nur von den alten Pythagoreern berichtet, sondern ich ging auch mit Schülern des zu unserer Zeit lebenden Alexikrates um, welche sonst gehörig Fleisch essen und wahrlich auch opfern, aber sich durchaus nicht dazu verstehen, etwas von einem Fische zu genießen. Den Grund dafür sagte uns der Lakedämonier Tyndares, daß nämlich dieses der Verschwiegenheit der Fische zu Ehren geschehe, und man deshalb die Fische Ellops *) nenne, weil sie eine gebundene und verschlossene Stimme haben; und mein Namensbruder habe Einem, der aus der Gesellschaft der Pythagoreer ausgestoßen wurde, gerathen, ihre Lehren eben so im Innern zu verschließen, wie es die Fische thun; und diese Philosophen halten überhaupt das Schweigen für etwas Göttliches, weil ja auch die Götter den Weisen das, was sie ihnen mittheilen wollen, nicht mit der Stimme, sondern durch Thaten und Ereignisse kundgeben.

2. Wie nun Lucius ruhig und einfach bemerkte, der wahre Grund sei wohl auch jetzt noch verborgen und ein Geheimniß, es sei aber darum nicht verwehrt, daß man einen wahrscheinlichen Grund dafür aufzufinden suche, erklärte zuerst der Grammatiker Theon, es sei nicht leicht, sondern ein schweres Stück Arbeit, die etruskische Abkunft des Pythagoras zu beweisen. Es sei nämlich allgemein anerkannt, daß er lange Zeit mit den ägyptischen Gelehrten verkehrt und dort Vieles, namentlich von ihren heiligen Gebräuchen, gut befunden und angenommen habe; wie z. B. ihre Ansicht von den Bohnen.

---

*) Stumm; Andere übersetzen nach einer anderen Ableitung: schnellend.

Denn die Aegypter, wie Herodot berichtet, pflanzen und essen keine Bohnen und können selbst ihren Anblick nicht ertragen; und wir wissen, daß ihre Priester noch jetzt keine Fische essen und es als Pflicht der Reinheit ansehen, auch das Salz zu meiden, daher sie selbst keine Zukost genießen, welche mit dem Meersalz in Verbindung war. Es werden verschiedene Gründe dafür vorgebracht; der einzig wahre Grund aber ist ihr Haß gegen das Meer, als ein Element das uns unähnlich und fremd oder vielmehr überhaupt der menschlichen Natur widerstrebend sei. Denn sie glauben nicht, daß die Götter Nahrung aus demselben ziehen, wie dies die Stoiker von den Sternen behaupten, sondern daß im Gegentheil der Vater und Erhalter ihres Landes, den sie den Abfluß des Osiris nennen, in demselben umkomme, und bejammern diesen darüber, daß er auf der linken Seite des Landes geboren und auf der rechten vernichtet werde, womit sie den Nil meinen, der im Meere sein Ende und seinen Untergang findet. Daher halten sie weder das Wasser desselben für trinkbar, noch die Thiere, welche es hervorbringt und erhält, für rein und zukömmlich, weil sie weder die gleiche Luft, wie wir, noch eine der unsrigen entsprechende Nahrung genießen, vielmehr die alles Andere erhaltende und nährende Luft für sie tödtlich ist, gleich als wenn ihre Entstehung und ihr Dasein naturwidrig und unnütz wäre. Man darf sich aber nicht wundern, daß die Aegypter diese Thiere wegen des Meeres für fremdartig und zur Vermischung mit ihrem Blute und Lebensgeist ungeeignet halten, da sie ja selbst die Schiffsbefehlshaber, wenn sie ihnen begegnen, keiner Begrüßung würdigen, weil sie vom Meere leben.

3. Dem gab Sulla Beifall und fügte bezüglich der Pythagoreer noch hinzu, daß sie, wenn sie den Göttern Ehrenspenden darbringen, allerdings von dem Fleische der Opferthiere genießen, aber es darf kein Fisch den Göttern geweiht und geopfert werden. Als

Diese zu Ende waren, äußerte ich, für das Meer werden sich wohl viele Gelehrte und Ungelehrte mit den Aegyptern verstreiten, wenn sie bedenken, mit wie vielen Gaben das Meer uns das Leben bequemer und angenehmer gemacht hat. Daß aber die Pythagoreer sich der Fische wegen ihrer Fremdartigkeit enthalten sollten, das müßte man für unsinnig und lächerlich, ja für völlig uncultivirt halten, weil sie dann den andern Thieren dadurch, daß sie sie zur Speise zubereiten und verzehren, den gleichsam kyklopischen *) Ehrenvorzug der Verwandtschaft und Angehörigkeit zuerkennen würden. Hat ja doch Pythagoras, wie man erzählt, einmal einen Zug Fische gekauft, dann aber das ganze Netz voll wieder in's Meer werfen lassen, um zu zeigen, daß er die Fische nicht als fremdartige oder nachtheilige Thiere verachte, sondern für sie als gefangene Freunde und Stammverwandte ein Lösegeld bezahle. Somit führt uns die Billigkeit und Sanftmuth dieser Gesellschaft auf die entgegengesetzte Vermuthung, daß sie vielmehr, um sich an die Uebung der Gerechtigkeit zu gewöhnen, die Seethiere schonen, in Betracht daß die übrigen Thiere dem Menschen in der Regel auf irgend eine Weise Anlaß zur Tödtung geben, die Fische dagegen uns nichts zu Leide thun, auch wenn sie von der Natur ganz dazu befähigt sind. Es liegt auch nahe, aus den alten Schriften und Opfern der Altvordern zu entnehmen, daß sie nicht nur das Essen, sondern auch das Tödten eines unschädlichen Thieres für unrecht und frevelhaft hielten. Als sie aber von den massenhaft sich verbreitenden Thieren in die Enge getrieben wurden und nun ein delphischer Orakelspruch sie aufforderte, den Verlust der Früchte abzuwehren, da fingen sie das Opferschlachten an; weil sie aber doch noch Unruhe und Furcht verspürten, nannten sie es Handeln und Voll-

*) Od. IX, 369.

bringen, weil sie es für ein großes, schweres Werk hielten, ein belebtes Geschöpf zu schlachten. Und bis heute noch hält man entschieden darauf, kein Thier zu schlachten, ehe es, mit dem Trankopfer begossen, durch Kopfnicken zustimmt; so sehr hüteten sie sich vor jeder Ungerechtigkeit. Und doch, wenn man, um von anderen Thieren zu schweigen, nur allein die Hühner und Hasen allgemein schonen würde, so würde man bei ihrer starken Vermehrung in kurzer Zeit weder eine Stadt bewohnen, noch der Feldfrucht froh werden können. Obgleich nun das Fleischessen ursprünglich nur nothgedrungen eingeführt worden ist, würde es jetzt doch wegen seiner Beliebtheit schwer sein, es abzuschaffen. Die Race der Seethiere dagegen genießt nicht die gleiche Luft und nicht das gleiche Wasser wie wir, und geht nicht an unsere Früchte, sondern sie ist wie in eine andere Welt eingeschlossen und von einer eigenen Grenzmarke umgeben, auf deren Ueberschreitung der Tod als Strafe gesetzt ist, und gibt so dem Magen nicht den geringsten Grund zu ihrer Verfolgung. Vielmehr ist aller Fischfang mit Angeln und Netzen offenbar eine Folge der Gefräßigkeit uud Leckerhaftigkeit, da er ohne alles Recht das Meer beunruhigt und in die Tiefe dringt. Denn der Seebarbe kann man doch nicht nachsagen, daß sie die Saat abfresse, und einer Brasme nicht, daß sie das Getraide fresse, und die Faster und Meerwölfe nicht Samenaufleser heißen, wie wir dies den Landthieren vorwerfen. Ja dem größten Fische kann man nicht einmal das Wenige zur Last legen, was wir mit kleinlichem Geize unseren Hausthieren, den Katzen und Mücken, als Schuld anrechnen. Darum enthielten sich die Pythagoreer des Unrechts nicht blos gegen Menschen nach dem geschriebenen Gesetze, sondern auch gegen unschädliche Thiere nach dem Naturgesetze, und benützten die Fische nur sehr wenig oder gar nicht zur Speise. Denn abgesehen von der Ungerechtigkeit, giebt diese kostspielige und vor-

witzige Beschäftigung mit dem Fischfang auch noch eine bedeutende Unmäßigkeit und Lüsternheit zu erkennen. Daher läßt Homer nicht nur die Hellenen, als sie am Hellespont lagerten, sich der Fische enthalten, sondern tischt selbst den üppigen Phäaken und den schwelgerischen Freiern, welche doch Beide Inselbewohner waren, keine Zukost aus dem Meere auf. Und die Gefährten des Odysseus, die doch eine so große Strecke des Meeres durchschifften, warfen nirgends Angeln oder Netze aus, so lange sie Brod hatten;

Aber nachdem in dem Schiffe der Vorrath gänzlich verzehrt war, *)

fingen sie, kurz vorher, ehe sie an den Stieren des Sonnengottes sich vergriffen, Fische, um sich, nicht etwa eine Leckerei, sondern die nöthige Nahrung zu verschaffen,

Mit den gebogenen Angeln, gequält von dem hungrigen Magen, **)

da sie die gleiche Noth zwang, Fische zu speisen und die Stiere des Sonnengottes zu verzehren. Aus diesem Grunde gehörte nicht nur bei den Aegyptern und Syrern, sondern auch bei den Hellenen zur Reinigung auch die Enthaltung vom Fischessen, das sie außer seiner Ungerechtigkeit auch wegen seiner Leckerhaftigkeit verabscheuten.

4. Da warf Nestor ein: verdienen denn meine Landsleute, ***) gleich den Megarern, †) gar keine Beachtung? und doch hast du mich oft sagen hören, daß bei uns die Priester des Poseidon, welche man Hieromnemones nennt, keine Fische essen dürfen, weil der Gott aus der Meerfluth geboren sein soll. Auch die Nachkommen des alten

*) Od. XII, 329.

**) Od. XII, 330. 332.

***) Nach Pausanias II, 31. war Nestor wahrscheinlich aus Trözen.

†) Die Megarer waren eine fortwährende Zielscheibe für den Witz ihrer Nachbarn, der Athener.

Hellen opfern dem stammverwandten *) Poseidon, weil sie wie die Syrer glauben, daß der Mensch aus dem feuchten Stoffe entstanden sei; darum verehren sie den Fisch als ein Wesen, das gleiche Abkunft und Ernährung hat, und folgen darin einer vernünftigeren Ansicht als Anaximander, welcher behauptet, Fische und Menschen seien nicht an demselben Orte, sondern die Menschen seien ursprünglich in den Fischen entstanden und dann, als sie so weit aufgezogen waren daß sie sich selbst helfen konnten, ausgeworfen worden, und haben sich des Landes bemächtigt. Wie nun nach der Darstellung Dessen, welcher die Hochzeit des Keyx in die hesiodischen Gedichte eingeschoben hat, das Feuer das Holz, aus dem es entflammt und das ihm Mutter und Vater ist, verzehrt, so hat Anaximander dadurch, daß er den Fisch zum Vater und zur Mutter des ganzen Menschengeschlechts machte, den Genuß desselben verhaßt gemacht.

Neunte Frage:

Ist es möglich, daß neue Krankheiten entstehen, und aus welchen Ursachen?

1. Der Arzt Philon versicherte, die sogenannte Elephantiasis **) sei vor noch nicht langer Zeit bekannt geworden. Denn keiner der früheren Aerzte erwähne diese Krankheit, während sie sich doch sonst mit unbedeutenden und kleinlichen und den Meisten unverständlichen Krankheiten eifrig beschäftigten. Ich nun nannte ihm auch noch

*) Πατρογένειος: vom gleichen Vater, wie die Menschen, nämlich vom Meere stammend.

**) Eine Art Aussatz, von der Aehnlichkeit mit der Elephantenhaut.

einen Zeugen dafür aus dem Gebiete der Philosophie, den Athenodorus, welcher im ersten Buche seiner Schrift über die Seuchen erzählt, nicht nur die Elephantiasis, sondern auch die Wasserscheu *) sei erst zur Zeit des Asklepiades zum Vorschein gekommen. Die Gäste wunderten sich nun, wie noch in so später Zeit neue Krankheiten im Körper entstehen und Bestand erhalten können, fanden es aber andererseits eben so auffallend, daß solche Krankheitserscheinungen so lange verborgen bleiben konnten. Jedoch wandte sich die Mehrzahl fast mehr der letztern Annahme zu, weil sie der menschlichen Natur mehr angemessen sei, welche, wie sie glaubten, in solchen Dingen durchaus nicht neuerungssüchtig sei und dem Körper nicht, wie einer Stadt, neue Unruhe bereiten wolle.

2. Diogenianus bemerkte nun, daß auch die Krankheiten und Leidenschaften der Seele ihren alten, gewohnten Weg gehen. Zwar ist das Laster mannigfacher Art und sehr frech, da die Seele ihr eigener Herr ist und die unumschränkte Macht hat, nach eigener Wahl, wenn sie den Willen dazu hat, leicht einen anderen Weg einzuschlagen. Aber sie behält auch in regellosen Zuständen immer eine gewisse Ordnung, und beobachtet in ihren Leidenschaften, wie das Meer bei seinen Ueberschwemmungen, ein bestimmtes Maß, so daß keine neue Sorte von Lastern, die nicht schon in alter Zeit bekannt gewesen wäre, aufkommt; freilich besitzt sie eine solche Menge verschiedener Begierden und so unzählig viele Anlässe zur Erregung von Furcht, und so viele Formen der Traurigkeit und Gestalten des Vergnügens, daß es schwer ist, bei ihrer Aufzählung nicht zu ermüden;

Denn nicht nur heut und gestern, sondern immerdar
Lebt dieses, Niemand aber weiß, seit wann's erschien. **)

*) Vom Biß eines tollen Hundes.
**) Sophokles Antigone 456 f.

Wie sollte also eine neue Krankheit oder ein spätgeborenes Leiden an den Körper kommen, der nicht, wie die Seele, in sich selbst ein eigenes Princip der Bewegung hat, sondern durch allgemeine Ursachen an die Natur gebunden ist und in sich eine so harmonische Verbindung hat, daß sie selbst, wenn sie unregelmäßig wird, nur innerhalb bestimmter Grenzen sich verläuft, wie sich ein Schiff im Kreise um seinen Anker dreht. Denn ohne besonderen Grund ist keine Krankheitsbildung möglich, welche gegen alle Regel aus dem Nichts heraus dem Bestehenden eine neue Bildung und Wirkung zuführen könnte. Es ist aber schwer, eine solche neue Ursache ausfindig zu machen, wenn man nicht annehmen will, daß eine andere Luft, ungewohntes Wasser und Nahrungsmittel, die unsere Vorfahren noch nicht genossen hatten, jetzt erst aus anderen Welten oder Zwischenwelten uns zukommen. Denn von den gleichen Nahrungsmitteln, von denen wir leben, werden wir auch krank; aber diese sind an sich keine eigentliche Krankheitsursache, sondern ihre schlechte Beschaffenheit für unsern Bedarf und die Fehler, welche wir mit ihnen begehen, bringen in unserer Natur Störungen hervor, die immer gleicher Art bleiben, aber oft neue Namen erhalten; denn die Benennungen sind Sache der Gewohnheit, die Krankheiten aber Wirkungen der Natur, und daraus, daß die letzteren sich gleich bleiben, während die ersteren wechseln, ist diese Täuschung entstanden. Wie nun bei Redetheilen und bei der Verbindung derselben ein neuer Sprach- oder Syntaxfehler nicht unvermuthet entstehen kann, so sind auch die körperlichen Zustände genau bestimmten Fehltritten und Versehen ausgesetzt, so daß das Naturwidrige gewissermaßen in der Natur selbst liegt. So ist es auch eine sinnreiche Erzählung der Sagengeschichte, daß während der Gigantenschlacht ganz fremdartige und monströse Geschöpfe zur Welt gekommen seien, weil der Mond seine Bahn veränderte und anderswo, als ge-

wöhnlich, aufging. Nun gibt es aber Manche, welche meinen, die Natur erzeuge ebenso wie Mißgeburten auch Krankheiten, ohne übrigens einen wahrscheinlichen oder unwahrscheinlichen Grund dafür zu ersinnen; Andere dagegen geben die Steigerung und Vermehrung einzelner Krankheiten für neue und verschiedene Krankheiten aus, gewiß mit Unrecht, trefflicher Philon. Denn die Steigerung und Vermehrung macht zwar die betreffende Krankheit größer und umfangreicher, aber nimmt ihr nicht ihren Grundcharakter. So halte ich auch die Elephantiasis für eine Steigerung der Krätze und erkläre die Wasserscheu aus Magenleiden und Gallsucht. Es wundert mich jedoch, daß wir nicht daran dachten, daß schon Homer diese Krankheit gekannt hat; denn er nennt den Hund offenbar wegen derselben Krankheit wüthend, wegen welcher man auch von den Menschen sagt, daß sie rasend seien.

3. Gegen diese Erklärung des Diogenianus machte Philon selbst nur einige bescheidene Einwendungen und forderte mich auf, die alten Aerzte zu vertheidigen, da der Vorwurf der Vernachlässigung oder Unkenntniß der wichtigsten Dinge auf ihnen liegen bleibe, wenn man nicht beweisen könne, daß diese Krankheiten erst längere Zeit nach ihnen entstanden sind. Fürs Erste nun erklärte ich, Diogenianus scheine mir nicht Recht zu haben mit seiner Behauptung, daß die Zunahme und Abnahme der Krankheit keinen Unterschied mache und ihren Grundcharakter nicht verändere; denn dann könnten wir auch zwischen dem Weinessig und dem essigsauren, oder zwischen der Bitterkeit und dem herben Geschmack, oder zwischen Waizen und Unkraut, oder zwischen der wilden und wohlriechenden Minze keinen Unterschied mehr annehmen. Und doch sind diese Umwandlungen augenscheinlich zugleich Veränderungen der Eigenschaften, welche mit der Abnahme der Krankheit schwinden und mit ihrer Zunahme gesteigert werden;

oder müßte man auch sagen, die Flamme sei nicht von einem weißen Hauche, und der Glanz nicht von der Flamme, und der Reif nicht vom Thau, und der Hagel nicht vom Regen verschieden, sondern dieß alles komme nur von der Steigerung her. Aber siehe doch, wir dürften auch zwischen der Blindheit und einem schwachen Gesicht, oder zwischen der Seekrankheit und der schwarzen Krankheit keine Verschiedenheit annehmen, sondern beide nur nach dem Mehr oder Weniger unterscheiden dürfen. Doch dies thut nichts zur Sache. Denn wenn man auch wirklich annimmt, daß jetzt nur eine Zunahme und Steigerung eingetreten sei, und nur in der Quantität, nicht in der Qualität eine Veränderung stattgefunden habe, so bleibt die Sache doch immer gleich auffallend. Wenn sodann Sophokles über das, an dessen jetziges Dasein man nicht glaubt, weil es nicht schon früher da gewesen, nicht unpassend bemerkt:

Erstmals kam jede Gattung einmal an das Licht,

so ist es eben so wahrscheinlich, daß nicht wie auf einer Rennbahn, wenn die Schranke geöffnet wird, alle Krankheiten auf einmal behufs ihrer Entstehung hervorgestürzt sind, sondern daß immer eine hinter der andern komme und jede nach einer bestimmten Zwischenzeit ihre erstmalige Entstehung erhalte. Und zwar ist es wahrscheinlich, daß zuerst solche Krankheiten die Menschen befallen haben, welche vom Mangel und von der Einwirkung der Hitze oder Kälte herkommen; später dann kam noch die Uebersättigung und Schwelgerei und Wollust dazu, welche im Verein mit Unthätigkeit und Gemächlichkeit durch den übermäßigen Genuß der Lebensbedürfnisse eine Menge schlechter Säfte erzeugt; aus diesen entstehen allerlei Krankheitsformen, welche durch alle möglichen Arten der Verbindung und Verschmelzung mit einander immer wieder neue Formen bilden. Denn das Naturge-

mäße ist geordnet und genau bestimmt, da die Natur eben die Ordnung oder die Bethätigung derselben ist; die Unordnung dagegen läßt sich, wie der Sand bei Pythagoras, nicht zählen, und das Naturwidrige ist ebendamit unbestimmt und unbegrenzt. So gibt es auch nur Eine Weise, die Wahrheit zu sagen, das Lügen aber nimmt unendlich verschiedene Formen an; und die Rythmen und Harmonien haben ihre bestimmten Verhältnisse, wie viel Fehler aber die Menschen auf der Lyra und beim Gesang und Tanze machen, ist nicht zu berechnen. So sagt ja auch der Tragödiendichter Phrynichus von sich selbst:

Formen bot mir der Tanz, so viele als in dem Meere
Wellen erregt beim Sturm eine verwüstende Nacht;

und Chrysippus sagt, daß die Combinationsformen von nur zehn Postulaten sich auf mehr als eine Million belaufen. Dieß hat jedoch Hipparchus durch den Nachweis widerlegt, daß das bejahende Postulat hunderteintausend und neunundvierzig, und das verneinende dreimalhunderttausend neunhundert und zweiundfünfzig Combinationsformen in sich faßt. Xenokrates sodann berechnet die Zahl der Silben, welche die verschiedenen Zusammenstellungen der Buchstaben ergeben, auf hundert Millionen und zweihunderttausend. Wie kann man sich also noch wundern, daß in einem Körper, der so viele Kräfte in sich hat, und durch Speise und Trank immer neue Eigenschaften in sich aufnimmt, und so viele Bewegungen und Veränderungen erleidet, die nicht immer zu gleicher Zeit und in gleicher Ordnung eintreten, die gegenseitige Verwicklung aller dieser Vorgänge neue und unbekannte Krankheiten hervorbringt. Von der Art war auch die Pest in Athen, nach der Beschreibung des Thukydides, welcher hauptsächlich daraus, daß die Raubthiere die Leichname nicht anfraßen, auf eine bisher

nicht dagewesene Krankheit schloß. Und von den Anwohnern des rothen Meeres erzählt Agatharchidas, daß außer andern neuen und unbekannten Krankheitserscheinungen, von denen sie befallen wurden, Fadenwürmer aus ihnen hervorkrochen und ihnen die Waden und Arme zerfraßen, und wenn man nach ihnen griff, wieder hineinschlüpften und sich in die Muskeln einwickelten und dann eine unerträgliche Entzündung erregten. Diese Krankheit hatte vorher Niemand gekannt und sie befiel auch nachher sonst Niemand, sondern allein jene Völker nebst vielen andern Leiden. Und ein Mann, der lange Zeit am Harnzwang litt, gab einen Gerstenhalm mit Knoten *) von sich. Ferner weiß ich von meinem Gastfreund Ephebus in Athen, daß er einmal mit vielem Samen ein kleines haariges Thier auswarf, das viele Füße hatte und sehr geschwind lief. Und Aristoteles erzählt, daß Timons Amme in Kilikien alle Jahre zwei Monate sich in einer Höhle verborgen und nur durch Athmen zu erkennen gegeben habe, daß sie lebe. Und selbst in den Meloneen **) wird als Symptom eines Leberleidens angegeben, daß der damit Behaftete die Mäuse im Hause sorgfältig beobachte und verfolge; was jetzt nirgends mehr vorkommt. Folglich dürfen wir uns nicht wundern, wenn etwas entsteht, was vorher nicht da war, oder wenn etwas, das früher vorhanden war, aufgehört hat. Denn der Grund dafür liegt in der menschlichen Natur, welche bald diesen bald jenen Zustand annimmt. Wir wollen also nach dem Wunsche des Diogenianus davon abstehen, eine andere Luft oder fremdes Wasser bei uns einzuführen, obwohl, wie bekannt, die Schüler des Demokritus lehren und schreiben, daß

---

*) Jahrestrieben.

**) Andere lesen Menonien: die Sammlung ärztlicher Ansichten von Menon, einem Schüler des Aristoteles.

in Folge des Untergangs fremder Welten, von deren Abfluß uns fremdartige Körper zufallen, häufig bei uns Seuchen und unbekannte Krankheiten entstehen. Auch die Nachtheile, die wir zeitweise von Erderschütterungen und Dürre und Regen erleiden, welche zugleich auch die Luft und das Wasser vermöge ihrer erdgebornen Natur verändern und verderben müssen, wollen wir bei Seite lassen. Aber das dürfen wir nicht unbeachtet lassen, welche große Veränderung durch Speisen, Zukost und die übrige Lebensweise im Körper vorgeht; denn Vieles, was man früher nicht trank und nicht aß, wie der Weinhonig und die Gebärmutter der Sau, gilt jetzt für die größte Delikatesse. Auch soll man in alter Zeit kein Gehirn gegessen und deshalb auch Homer gesagt haben (Il. IX, 378):

— ich achte ihn gleich einem Karer,

und Karer soll hier die Bedeutung „Gehirn" haben,*) weil dieses aus Ekel verschmäht und verworfen war. Und wir kennen jetzt noch viele alte Leute, welche Gurken, Melonen und Orangen**) und Pfeffer nicht essen können. Es ist also natürlich, daß die Körper von solchen Speisen eine fremde Empfindung haben und daher ihren Zustand ändern, da dieselben unvermerkt ungewöhnliche Eigenschaften und Absonderungen in ihnen erzeugen. Aber auch die Unordnung der Reihenfolge der Speisen macht einen großen Unterschied. Denn die kalten Tische, wie sie früher hießen, bestehend aus Austern, Meerigeln und ungekochtem Gemüsekraut, sind jetzt, wie Platon sagt, vom Schwanze auf den Kopf verlegt und nehmen statt der letzten Stelle die erste ein. Von großem Einfluß ist auch der sogenannte Vortrank; denn unsere Vorfahren tranken vor dem Essen nicht einmal Wasser; heutzutage

*) *Κάρ* bedeutet auch Kopf und Haupthaar.
**) Im Griechischen heißen diese: medische Aepfel.

aber betrinken sich die Leute schon vor dem Essen und kommen dann mit durchfeuchtetem und dampfendem Körper zum Essen, und nehmen zuerst, um den Appetit zu reizen, leichte, pikante und scharfe Speisen, und füllen sich darnach mit andern Speisen voll. Nichts aber wirkt stärker auf die Veränderung des Körpers und die Entstehung neuer Krankheiten, als der Temperaturwechsel beim Baden, wo der Körper, wenn er zuerst, wie das Eisen vom Feuer, erweicht und flüssig geworden ist, gleich darauf von der Kälte gehärtet und gestählt wird. Und wenn Einer, der nur kurz vor uns gelebt hat, eine unserer Badestuben durch die geöffnete Thüre sehen könnte, würde er wohl ausrufen (Od. X, 513):

Wo in den Acheron nun Periphlegethon's Strom sich ergießet.

Denn die Badstuben unserer Vorfahren waren so schwach und gelinde erwärmt, daß der König Alexander, während er am Fieber litt, in einem Badzimmer schlief, und die galatischen Weiber nahmen Schüsseln voll Brei mit in die Badanstalt und aßen ihn mit ihren Kindern während des Badens. Jetzt aber gleichen die Badstuben rasenden und anschnauzenden und zupfenden Menschen. Die Luft, die man hier einathmet, ein Gemisch von Nässe und Feuer, läßt keinen Theil des Körpers ruhig bleiben, sondern bringt selbst die kleinsten Theile in Bewegung und Unruhe und rückt sie von ihrer Stelle weg, bis wir unsern gelähmten und dampfenden Körper abkühlen. Es ist somit, lieber Diogenianus, nicht nöthig, zur Erklärung der Sache Gründe aus andern Welten oder Zwischenwelten herbeizuziehen, sondern die Veränderung der Lebensweise bei uns selbst reicht schon hin, um Krankheiten theils zu erzeugen, theils aufhören zu lassen.

Zehnte Frage:

Warum sind die Träume im Spätherbst am unzuverlässigsten?

1. Beim Lesen der physischen Probleme des Aristoteles, die wir nach Thermopylä *) mitgenommen hatten, stiegen dem Florus, wie es gewöhnlich den philosophischen Naturen geht, eine Menge Zweifel auf, die er auch seinen Freunden mittheilte und so den Ausspruch des Aristoteles bestätigte, daß die Gelehrsamkeit vielen Anlaß zum Zweifel gebe. Diese Lektüre nun gewährte uns auf unseren täglichen Spaziergängen überhaupt eine angenehme Unterhaltung; insbesondere aber tauchte die Frage von den Träumen, daß sie nämlich in den Monaten, in welchen die Blätter abfallen, am unzuverlässigsten und unwahrsten seien, nach der Mahlzeit wieder auf, ich weiß nicht wie, da Favorinus andere Fragen aufs Tapet gebracht hatte. Deine **) Freunde nun, ich meine nämlich meine Söhne, waren der Ansicht, daß Aristoteles die Schwierigkeit bereits gehoben habe, und meinten, man brauche keinen weitern Grund dafür zu suchen, sondern müsse es, wie dieser, den Früchten zuschreiben; denn so lange diese frisch und vollsaftig seien, erzeugen sie viele Blähungen und Unruhe im Leibe. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß allein der Wein gähre und brause, oder daß nur das Oel so lange es noch frisch ist in den Lampen knistere, weil die Wärme Strömungen von Luft entladet; sondern, wie man sehen kann, ist auch alles neue Getraide und

---

*) Ein Städtchen an dem gleichnamigen Passe, in welchem die Amphiktyonen halbjährlich Versammlungen hielten.

**) Des Sossius Senekio.

Obst so lange gespannt und aufgeschwollen, bis es die blähenden und unreifen Theile ausgedünstet hat. Dafür aber, daß wirklich gewisse Speisen schwere und beunruhigende Träume nach sich führen, beriefen sie sich auf die Bohnen und den Kopf des Meerpolypen, deren sich Diejenigen, welche ein Traumorakel wünschen, enthalten müssen.

2. Favorinus aber, der sonst der begeistertste Anhänger des Aristoteles ist, und der peripatetischen Philosophie am meisten Glauben schenkt, gewann es gleichwohl damals über sich, einen veralteten Lehrsatz des Demokritus, den er gleichsam geschwärzt aus dem Rauchfang herunterholte, zu säubern und zu poliren. Er legte dabei den bekannten Lehrsatz des Demokritus zu Grunde, daß die Bilder durch die Poren in die Körper eindringen, dann im Schlafe in die Höhe steigen und die Traumgesichte hervorbringen. Diese Bilder kommen von allen Seiten her an uns, von Geräthschaften, Kleidern und Pflanzen, hauptsächlich aber von lebenden Geschöpfen, wegen ihrer Bewegung und Wärme; denn diese gleichen nicht blos dem Körper in Ansehung der Gestalt wie ein Abdruck desselben, wie Euripides glaubt (der bis dahin mit Demokritus geht, hier aber von dessen Lehre abweicht), sondern ziehen auch Abbilder von allen Bewegungen und Entschließungen der Seele, und der Sinnesart und den Leidenschaften an sich und nehmen sie mit sich fort, und wenn sie dann mit diesen in eine Seele eindringen, können sie Denen, welche sie in sich aufnehmen, die Urtheile und Gedanken und Absichten Derer, von welchen sie herkommen, gleich belebten Wesen mittheilen und auseinandersetzen, wenn sie nämlich ihre Gedankenbilder bis zum Eindringen deutlich und unverworren erhalten. Dies gelingt ihnen, wenn sie sich schnell und ohne Anstoß durch eine ruhige Luft bewegen können; die Luft im Spätherbst aber, wo die Bäume ihre Blätter verlieren, ist sehr un-

regelmäßig und stürmisch, und verzerrt und entstellt die Bilder vielfach, und verwischt und schwächt die Deutlichkeit ihrer Form, welche auf dem langsamen Wege verdunkelt wird; wie sie umgekehrt, wenn sie aus strotzenden und erhitzten Körpern in großer Stärke hervorspringen und ihren Weg schnell machen, noch frische und bezeichnende Vorstellungen geben.

3. Nun sah Favorinus den Autobulus scharf an und sagte lächelnd: Aber ich sehe, daß ihr bereits damit umgehet, gegen diese Gedankenbilder Schattenstreiche zu führen, und meinet, ihr werdet etwas ausrichten, wenn ihr eine alte Lehre wie ein Gemälde mit den Händen betastet. Da erwiderte Autobulus: höre auf, dich gegen uns zu verstellen, denn wir wissen wohl, daß du nur um die Ansicht des Aristoteles in helles Licht zu rücken gleichsam den Schatten des Demokritus neben sie gestellt hast. Daher wollen wir uns mit diesem nicht befassen, sondern jene andere Ansicht bekämpfen, welche die neuen Früchte und das liebliche Obst so ungebührlich beschuldigte. Denn der Sommer und der Herbst gibt ihnen das Zeugniß, daß wir gerade in der Zeit, wo das Obst noch frisch und strotzend ist, wie Antimachus sagt, wenn wir es genießen, weniger täuschende und erlogene Träume haben; die laubstreuenden Monate dagegen, welche schon an den Winter angrenzen, bieten uns das Getraide in voller Reife und den noch übrigen Rest der Baumfrüchte bereits eingeschrumpft und runzlich, nachdem sie alle beunruhigenden und exaltirenden Eigenschaften verloren haben. Und den neuen Wein trinken Diejenigen, welche ihn am frühesten trinken, in dem Monat Anthesterion, der erst nach dem Winter eintritt, und den Tag, an welchem dies geschieht, nennen wir den Tag des guten Genius, und die Athener den Tag der Faßöffnung; endlich von dem noch gährenden Wein etwas zu genießen, scheuen sich bekanntlich selbst die Arbeiter. Somit wollen wir es auf-

geben, die Gaben der Götter zu verleumden, und einen andern Weg einschlagen, auf den uns schon der Name der Jahreszeit hinweist, in welche die nichtigen und lügenhaften Träume fallen. Denn sie heißt laubstreuend, weil um diese Zeit in Folge der Kälte und Trockenheit die Blätter abfallen, mit Ausnahme der warmen und fetten Pflanzen, wie die Oelbäume und Palmen und Lorbeerbäume, oder der frischen Pflanzen, wie die Myrte und der Epheu. Denn diese schützt ihre Substanz, die andern aber nicht, weil der leimartige Stoff, durch welchen die Blätter festgehalten werden, nicht in ihnen bleibt, da ihre Feuchtigkeit entweder durch die Kälte fest oder in Folge ihrer geringen Menge und Kraft ausgetrocknet wird. Nun ist aber die Feuchtigkeit und Wärme dem Wachsen und Gedeihen nicht blos bei den Pflanzen förderlich, sondern noch viel mehr bei den Menschen, wie umgekehrt die Kälte und Trockenheit beiden schädlich ist. Daher nennt auch Homer sinnreich die Menschen feucht *) und die Freude eine Erwärmung, **) die Trauer und den Schrecken dagegen nennt er von Kälte starrend und Schauder erregend; und von den Leichen sagt man, sie seien saftlos und zusammengeschrumpft, was lauter Schimpfnamen für die Trockenheit sind. Ferner ist das Blut, der wichtigste und mächtigste Bestandtheil unseres Körpers, warm und feucht zugleich, dem Alter dagegen fehlt Beides; und so gleicht der Spätherbst dem Alter des Jahresumlaufs, denn die Feuchtigkeit ist noch nicht eingetreten und die Wärme ist nicht mehr kräftig. Diese völlige Vereinigung von Trockenheit und Kälte *) macht unsern Körper zu Krankheiten

*) D. h. lebendig und beweglich.

**) Erheiterung des Gemüths.

***) Statt μίγμα ist die überlieferte Lesart δεῖγμα: ein sicherer Beweis für die Trockenheit und Kälte ist das, daß sie 2c.

geneigt. Mit dem Körper aber muß nothwendig auch die Seele leiden, und in Folge der Verdichtung der Lebensgeister die Gabe der Weissagung verdunkelt werden, wie wenn ein trüber Dunst sich auf einen Spiegel legt. Daher gibt sie keine klaren und deutlichen und erkennbaren Phantasiebilder, so lange sie hart und verdunkelt und eingeschränkt ist.

Neuntes Buch.

Vorrede.

Lieber Sossius Senekio! Dieses neunte Buch Tischreden enthält lauter Unterredungen, welche in Athen am Musenfeste gehalten worden sind, weil die Neunzahl am besten für die Musen paßt. Daß diesmal die Zahl der Fragen das gewohnte Zehnd übersteigt, *) darf dich nicht wundern, denn ich mußte alles, was von den Musen kam, diesen wieder zurückgeben und durfte, wie von Tempelschätzen, nichts wegnehmen, da wir ihnen noch mehrere und bessere Leistungen schuldig sind. **)

Erste Frage:

Wie bringt man Verse passend und wie unpassend an?

1. Ammonius ließ als Prätor in Athen den Diogenius mit den jüngern Leuten, welche die Grammatik, Geometrie, Redekunst

*) Dieses letzte Buch enthielt fünfzehn Fragen, vgl. Frage 6.

**) Es kann auch heißen: denen wir noch Weiteres und Schöneres verdanken.

und Musik bei ihm studirten, eine Prüfung halten, und lud dann diejenigen Lehrer, welche sich dabei ausgezeichnet hatten, zur Tafel. Es nahmen auch viele andere Gelehrte und fast alle unsere Freunde Theil. Achilleus nun verhieß nur den Wettkämpfern, welche einen Zweikampf bestehen würden, die Einladung zu einem Gastmahl, und zwar, wie man annimmt, zu dem Zwecke, damit Solche, wenn sie etwa beim Kampfe in Zorn und Heftigkeit gegen einander gerathen, am gemeinschaftlichen Gasttische diese aufgeben und abthun. Dem Ammonius dagegen begegnete gerade das Gegentheil; denn der Wetteifer und die Streitsucht der Lehrer steigerte sich bei den Bechern nur um so mehr, und bereits fingen sie an, einander unbesonnene und verworrene Fragen aufzugeben und Vorschläge zu machen.

2. Deßhalb bat er zuvörderst den Craton, er möchte etwas zur Lyra singen, und da dieser den Anfang *) der Werke und Tage des Hesiodus:

Also gab es nicht etwa nur Eine Gattung des Streites

sang, so bezeugte er ihm seinen Beifall darüber, daß er ein für die Umstände so passendes Stück angestimmt habe. Dann brachte er die Rede auf das passende Anbringen von Versen, das nicht nur Vergnügen bereite, sondern oft auch großen Nutzen bringe. Da führten im Augenblick Alle jenen Rhapsoden **) im Munde, welcher bei der Hochzeit des Ptolemäus mit seiner Schwester, ***) die allgemein für

---

*) Vers 11. Die ersten zehn Verse wurden schon in alter Zeit von Vielen für unächt gehalten.

**) Wandersänger, welche die einzelnen Gesänge des Homer und der ältesten Epiker gesangartig vortrugen.

***) Woher er seinen Beinamen Philadelphus erhielt.

unnatürlich und frevelhaft galt, den bekannten Vers anstimmte (Il. XVIII, 356):

Jetzt sprach Zeus zur Hera, der leiblichen Schwester und Gattin;

und ein Anderer bei Demetrius, der nach der Tafel eben im Begriff war zu singen, als der König seinen kleinen Sohn Philippus zu ihm hinschickte, sogleich mit dem Verse einfiel:

Den Knaben hier erziehe mir des Herakles
Und meiner würdig;

und als Anaxarchus von Alexander bei Tische mit Aepfeln beworfen wurde, erhob er sich und sprach:

Getroffen wird ein Gott von eines Menschen Hand. *)

Am allerbesten aber machte es ein Knabe aus Korinth, der bei der Zerstörung seiner Vaterstadt in Gefangenschaft gerieth. Als nämlich Mummius diejenigen freigeborenen Knaben, welche wissenschaftlich gebildet waren, musterte und Jedem aufgab, einen Vers niederzuschreiben, so schrieb dieser (Od. V, 306):

Drei und viermal selig die Danaer, welche gefallen.

Dies soll selbst den Mummius bis zu Thränen gerührt haben. Man gedachte auch der Frau des tragischen Schauspielers Theodorus, die ihren Mann, als ihm ein Wettkampf nahe bevorstand, nicht mehr bei sich schlafen ließ; wie er aber als Sieger zu ihr heimkam, herzte sie ihn mit den Worten:

Jetzt, Agamemnons Sohn, ist Jenes dir erlaubt.

3. Hierauf kam es Einigen in den Sinn, auch eine Anzahl solcher Fälle, wo Verse sehr am unrechten Orte angebracht wurden,

*) Dabei warf er mit dem Aepfel nun den Alexander.

vorzuführen, da man es für nützlich hielt, sie kennen zu lernen, um sich davor zu hüten. So holte z. B., als Pompejus der Große von seinem großen Feldzug zurückkehrte, der Lehrer seiner Tochter, um ihm eine Probe ihrer Kenntnisse zu geben, ein Buch und gab dem Mädchen eine Stelle zu lesen, welche anfing (Il. III, 428):

Kommst du zurück von dem Kampf? O lägest du dort doch erschlagen!

Und als dem Cassius Longinus die unverbürgte Nachricht zukam, daß sein Sohn in fremdem Lande gestorben sei, und er weder zur Gewißheit gelangen noch seine Befürchtungen unterdrücken konnte, besuchte ihn ein schon älterer Senator und sagte: Du läßt also dieses unglaubliche Geschwätz und dieses boshafte Gerücht nicht unbeachtet, wie wenn du nicht wüßtest und gelesen hättest (Hesiod. W. u. T. 763):

Kein Gerücht ist ganz ohne Grund.

Als einmal in Rhodus ein Grammatiker bei einer öffentlichen Deklamation im Theater darum bat, man möchte ihm einen Vers als Thema geben, so bot ihm Einer den Vers dar (Od. X, 72):

Fort von der Insel sogleich, Schmachwürdigster unter den Menschen!

ohne daß man weiß, ob er ihn absichtlich verhöhnt oder unabsichtlich fehlgegriffen habe. Diese Reden nun beschwichtigten den Lärm auf gute Art.

Zweite Frage:

Warum hat das A die erste Stelle im Alphabet?

1. Es war an den Musenfesten Sitte, daß man Loose herumgehen ließ, und Diejenigen, welche durch's Loos vereinigt wurden,

einander gelehrte Fragen aufgaben. Da aber Ammonius vermeiden wollte, daß mitunter Leute von gleichem Fache zusammengeloost werden, bestimmte er, daß ohne Loos der Geometer dem Grammatiker, und der Musiker dem Rhetor Aufgaben stellen und beide mit gegenseitiger Leistung abwechseln sollen.

2. Da gab nun zuerst der Geometer Hermeias dem Grammatiker Protogenes auf, ihm den Grund zu sagen, warum das A allen andern Buchstaben vorgesetzt wird. Dieser gab die in den Schulen gewöhnliche Erklärung, daß nämlich die Vokale mit vollem Rechte den Consonanten und Halblautern *) vorgehen; da ferner die einen Vokale lang, die anderen kurz, und wieder andere beides, d. h. zweizeitig **) sind, so sei es natürlich, daß die letzteren die größte Leistungsfähigkeit besitzen; unter diesen selbst sodann gebühre die oberste Stelle dem Buchstaben, der zwar vor die beiden andern gleichen Vokale, aber nicht hinter sie gesetzt werden kann, wie das A. Denn dieses ist in der Stellung hinter dem I oder Y nicht fähig, mit ihnen einig zu werden und mitzulauten, so daß aus beiden Eine Silbe entstände, sondern wird gleichsam unzufrieden und springt ab, und sucht immer den ihm zugehörigen Vorderplatz. Wenn man es aber dem einen oder andern jener beiden vorsetzt, läßt es diesen sich anschließen und zusammenstimmen und bildet so Wortsilben, wie Aurion, Aulein und Ajas und Aidos und unzählige andere. Folglich besitzt das A, wie der Sieger im Fünfkampf, einen dreifachen Sieg und Vorzug vor den meisten andern dadurch, daß es ein Vokal ist, vor den Vokalen sodann dadurch, daß es zweizeitig ist, vor den Zweizeitigen endlich

*) Die liquidae.

**) Anceps: bald lang, bald kurz.

dadurch, daß es nur die erste Stelle unter ihnen einnehmen, und ihnen nicht nachstehen und nachfolgen kann.

3. Als Protogenes zu Ende war, rief mir Ammonius zu: willst du nicht als Böotier dich des Kadmus annehmen, der nach der Sage das Alpha an die Spitze aller andern Buchstaben setzte, weil die Phönikier den Stier so nennen, dem sie unter den Naturbedürfnissen nicht die zweite Stelle oder, wie Hesiodus, die dritte anwiesen? O nein, erwiderte ich, denn sofern ich es vermag, ist es meine Pflicht, meinem eigenen Großvater eher als dem des Dionysus beizustehen. Mein Großvater Lamprias nämlich behauptete, A sei der erste artikulirte Laut, den der Mensch auszusprechen vermöge. Denn die Luft im Munde werde hauptsächlich durch die Bewegungen der Lippen gebildet, und wenn diese zum ersten Mal den Zwischenraum nach oben öffnen, ströme dieser Ton aus, der sehr einfach sei und keine Anstrengung erfordere, und auch die Hülfe der Zunge nicht verlange oder abwarte, sondern während diese ruhig liegen bleibe, ausgestoßen werde. Deßhalb geben auch kleine Kinder diesen Laut zuerst von sich, und so habe auch das Wort Aiein (Hören) seinen Namen von dem Vernehmen dieses Lautes, und ebenso andere ähnliche Wörter wie Adein (Singen), Aulein (Flötenblasen) und Alalazein (Jauchzen). Auch die Wörter Airein (Emporheben) und Anoigein (Oeffnen), glaube ich, heißen so nicht unpassend nach dem Oeffnen und Aufziehen der Lippen, in Folge deren der Laut aus dem Munde herauskommt. Demnach haben auch alle Consonantennamen, bis auf einen, das A nöthig, gleichsam als ein Licht für ihre eigene Blindheit; nur allein dem P fehlt diese Eigenschaft, denn das Ph ist ein aspirirtes P und das Ch ein aspirirtes Kappa.

Dritte Frage:

Die Zahlverhältnisse der Buchstaben.

1. Als sodann Hermeias bemerkte, er lasse sich beide Erklärungsweisen gefallen, erwiderte ich: warum aber willst du uns nicht berichten, ob die Zahl der Buchstaben auf einem bestimmten Verhältnisse beruhe? Ich wenigstens glaube dies und schließe es daraus, daß das Zahlverhältniß der Consonanten und Halblauter sowohl unter einander, als zu den Vokalen nicht zufällig, sondern nach jenem ersten Verhältniß, das ihr das arithmetische nennt, sich gebildet hat. Denn da es neun und acht und sieben Buchstaben sind, so ergibt sich, daß die mittlere Zahl um das Gleiche übersteigt, um welches sie überstiegen wird. Von den beiden äußeren Zahlen aber hat die größte zur kleinsten das gleiche Verhältniß, wie die Zahl der Musen zu der des Apollo. Denn die Zahl neun ist den Musen, und die Zahl sieben dem Musenführer (Apollo) zugetheilt. Wenn man nun diese beiden zusammenrechnet, so geben sie das Doppelte der mittleren Zahl, und zwar in ganz entsprechender Weise, weil die Halblauter gewissermaßen an den Eigenschaften der beiden anderen Klassen Theil haben.

2. Hierauf sprach Hermeias: Hermes soll vor allen andern Göttern die Buchstaben in Aegypten erfunden haben. Daher bezeichnen auch die Aegypter in ihrer Schrift den ersten Buchstaben mit dem Vogel Ibis, weil dieser dem Hermes zugehört, wiewohl meines Erachtens sehr unpassend, sofern sie einem stummen und lautlosen Thiere den Vorrang unter den Buchstaben einräumen. Dem Hermes nun ist von allen Zahlen ganz besonders die Vier heilig, und Viele berichten auch, der Gott sei am vierten des Monats geboren. Die zuerst erfundenen Buchstaben, welche nach dem Kadmus phönikische

Buchstaben hießen, machten viermal vier aus; von den später noch weiter erfundenen hat zuerst Palamedes vier, und nach diesem Simonides eben so viele dazu geliefert. Die vollkommenste Zahl jedoch ist die Drei, weil sie Anfang, Mitte und Ende hat; nach dieser die Sechse, weil sie ihren Theilen nach bekanntlich der ersteren gleich ist. Wenn nun die Sechse mit der Vier multiplicirt wurde, so gab es den ersten vollkommenen Kubus, nämlich die Zahl von vierundzwanzig.

3. Während dieser noch sprach hörte man den Grammatiker Zopyrion lachen und dreinsprechen; als er aber aufhörte, konnte er sich nicht mehr halten, sondern erklärte dies Alles gerade heraus für lauter albernes Geschwätz. Denn nicht durch Berechnung, sondern durch irgend einen Zufall habe sich diese Anzahl von Buchstaben gebildet, und gehöre in eine Klasse mit dem, daß der erste Vers der Ilias aus gleichviel Silben besteht, wie der erste Vers der Odyssee, und dann auch wieder die letzten Verse beider durch Zufall und ohne menschliches Zuthun einander entsprechen.

Vierte Frage:

An welcher Hand ist Aphrodite von Diomedes verwundet worden?

1. Darauf wollte Hermnias dem Zopyrion eine Aufgabe stellen, aber wir verwehrten es ihm. Nun gab ihm aber der Rhetor Maximus die weither geholte Frage aus dem Homer auf, an welcher Hand Diomedes die Aphrodite verwundet habe? Aber Zopyrion erwiderte schnell mit der Gegenfrage, an welchem Bein Philippus lahm gewesen sei, worauf Maximus einwarf: Dies ist etwas ganz Anderes,

denn Demosthenes hat kein Mittel dazu gegeben; wo aber du deine Unwissenheit gestehen mußt, da werden Andere dir die Stelle nachweisen, an welcher der Dichter für verständige Leser die Hand verwundet werden läßt. Man sah nun, daß Zopyrion in großer Verlegenheit war, und da er schwieg, baten wir den Maximus, uns die Sache zu erklären.

2. Da sprach Maximus: Was also zunächst die Stelle betrifft, die so lautet (Il. V, 335 f.):

Legte sich aus mit der Lanze der Sohn des erhabenen Tydeus,
Schwang sich und traf mit dem scharfen Geschoß die zärtliche Hand ihr
Oben hinan,

so ist klar, daß er, wenn er die linke Hand hätte treffen wollen, das Umspringen nicht nöthig gehabt hätte, da er ja in seiner Angriffsstellung seine rechte Hand ihrer linken gegenüber hatte. Es ist auch natürlich, daß er ihre stärkere Hand, mit welcher sie den Aeneas, als sie ihn wegtrug, mehr als mit der linken umfaßte, verwunden und sie dadurch zwingen wollte ihn fahren zu lassen. Fürs Zweite verspottete Athene die Aphrodite, als sie in den Himmel zurückkam, mit den Worten (Il. V, 422 ff.):

Kypris dachte gewiß ein achäisches Weib zu bewegen,
Mit zu den Troern zu gehn — die liebt sie ja jetzt so gewaltig —
Und am Gewand hinstreichelnd des schön umschleierten Weibes
Hat sie die zärtliche Hand sich geritzt an der goldenen Nadel.

Ich glaube auch daß du, trefflichster Lehrer, wenn du einen deiner Schüler an den Haaren herumziehst und freundlich streichelst, nicht die linke Hand, sondern die rechte gebrauchen wirst, und eben so wahrscheinlich ist es, daß auch Aphrodite, die artigste Göttin, mit dieser Hand die Heroinnen gestreichelt hat.

Fünfte Frage:

In welchem Sinne sagt Platon, die Seele des Ajas sei erst als zwanzigste zum Loose gekommen?

1. Diese Erklärung erheiterte alle Anwesenden, mit Ausnahme des Grammatikers Hylas; als nun der Rhetor Sospis sah, daß er ein mißmuthiges Schweigen beobachte (denn er hatte in der Probe seiner Kunst kein Glück gehabt), rief er ihm laut zu (Od. XI, 542--561):

Einsam nur der Schatten des Telamoniers Ajas,

und sagte dann die folgenden Verse her, bis zu den beiden letzten, die er mit gehobener Stimme an ihn richtete:

Aber, o Fürst, tritt näher, damit auch unser Gespräch du
Theilest: wohlan, so bezwinge den Zorn und das stolze Gemüth dir!

Dies reizte seinen Zorn noch mehr, daher er, bereits außer sich vor Zorn, die ungeschickte Antwort gab, die Seele des Ajas sei allerdings nach Platons Angabe (Resp. p. 620) im Hades als zwanzigste zum Loose gekommen und habe den Körper eines Löwen eingetauscht, ihm aber falle oft der Spruch des alten Komödiendichters ein:

Ein Esel möcht' ich lieber sein als sehen, wie
Geringere in größerm Ansehn stehn als wir.

Da lachte Sospis und sagte: aber so lange wir die Eselshaut noch nicht angezogen haben, mußt du uns, wenn du etwas auf Platon hältst, noch erklären, aus welchem Grunde er die Seele des Telamoniers erst als die zwanzigste vom Loose zur Wahl schreiten läßt. Da aber Hylas diesen Antrag mit Unwillen verwarf, weil er glaubte, er werde wegen seines Mißgeschicks verspottet, so nahm mein Bruder

das Wort und sagte: Was weiter? Nimmt denn Ajas nicht immer an Schönheit und Größe nach dem untadligen Peliden den zweiten Rang ein? Zwanzig aber ist die zweite Zehnd, und die Zehnd hat den Vorzug unter den Zahlen, wie Achilleus unter den Achäern. Als wir darüber lachten, bemerkte Ammonius: Lieber Lamprias, wir wollen dies als Spott über Hylas gelten lassen; aber jetzt, nachdem du einmal freiwillig die Erklärung der Sache übernommen hast, setze uns nicht im Scherze, sondern im Ernste, die Ursache derselben auseinander.

2. Darüber gerieth Lamprias in einige Verlegenheit, besann sich aber nur eine Weile und erklärte dann: Platon hat uns mit seinen Ausdrücken sehr oft zum Besten, namentlich wenn er in die Untersuchungen über die Seele einen Mythus verflicht. So nennt er die intellectuelle Natur des Himmels einen geflügelten Wagen, wegen des harmonischen Kreislaufs der Welt, und an der Stelle, von welcher hier die Rede ist, führt er einen Pamphylier, den er Heras nennt, den Sohn des Harmonius, *) als Augenzeuge dessen auf, was im Hades vorgeht, und gibt damit zu verstehen, daß die Seelen nach den Gesetzen der Harmonie erzeugt und mit den Körpern vereinigt werden, daß sie sodann, wenn sie von diesen getrennt werden, überall in der Luft herumschweben und von da wieder zu einer zweiten Zeugung zurückkehren. Was hindert uns also anzunehmen, daß er die Zahl zwanzig nicht als eine richtige, sondern nur als eine nach der Wahrscheinlichkeit angenommene Rechnung gibt, oder mit Rücksicht auf das Loos, das nur auf gut Glück und auf dem Zufall beruht.

---

*) Bei Platon (resp. p. 614 B) heißt es Ἡρὸς (Genitiv) τοῦ Ἀρμενίου, was Plutarch wahrscheinlich für seinen Zweck abgeändert hat.

Denn er hält sich immer an drei bestimmte Ursachen, da er zuerst oder wenigstens am besten eingesehen hat, wie das, was nach dem Verhängniß geschieht, mit dem, was vom Zufall und ebenso mit dem, was von unserem freien Willen abhängt, entweder mit einem von diesen oder mit allen beiden zusammenzufallen und sich zu verwickeln pflegt. So hat er nun in unserer Stelle in bewundernswürdiger Weise angedeutet, welchen Einfluß jedes von diesen Dreien auf unsere Lebensverhältnisse ausübt. Die Wahl des Lebenswegs nämlich stellt er in unsern freien Willen, denn Tugend und Laster sind herrenlos;*) daß aber Diejenigen, welche den rechten Weg wählen, ein glückliches und umgekehrt die, welche schlecht wählen, ein elendes Leben führen, stellt er als nothwendige Folge des Verhängnisses dar; das Zufallen der regellos ausgeworfenen Loose endlich bringt in unsere Erziehung und bürgerliche Stellung, wie sie gerade dem Einzelnen zufällt, den Zufall herein, der einen großen Theil unseres Schicksals vorwegnimmt. Bedenke also, ob es nicht widersinnig ist, den Ursachen des Zufalls nachzuspüren; denn wenn sich herausstellen würde, daß ein Loostheil die Folge eines bestimmten Grundes ist, so kann dieses schon nicht mehr vom Zufall und Ungefähr, sondern nur von einem Verhängniß und einer Vorsehung abhängen.

3. Während nun Lamprias noch im Reden war, bemerkte man, wie der Grammatiker Marcus für sich etwas überlegte und berechnete. Sobald nun jener zu Ende war, erklärte er, von den Seelen, die Homer in der Nekyia **) aufzählt, war die des Elpenor noch nicht mit den Seelen im Hades vereinigt, sondern irrte, weil sein Leichnam

*) D. h. sie sind frei, da sie keinem besondern Besitzer angehören.

**) Das eilfte Buch der Odyssee, welches die Reise des Odysseus in den Hades enthält.

noch nicht begraben war, noch wie auf der Grenzscheide *) herum. Auch des Tiresias Seele kann man nicht wohl mit zu den andern Seelen rechnen,

Welchem allein gab selber im Tod auch Persephoneia
Volle Besinnungskraft, **)

und die Fähigkeit, mit den Lebenden zu sprechen und sie zu verstehen, selbst ehe er von dem Blute trank. Wenn du nun, lieber Lamprias, mit Ausscheidung dieser beiden, die übrigen Seelen herzählst, so wirst du selbst finden, daß die Seele des Ajas als zwanzigste dem Odysseus zu Gesicht gekommen ist, und daß Platon im Anschluß an die homerische Nekyia eben darauf anspielt.

Sechste Frage:

Was bedeuten die Niederlagen des Poseidon, und warum lassen die Athener den zweiten Tag des Monats Boedromion ausfallen?

1. Als sich nun ein allgemeiner Beifallssturm erhob, wandte sich der Peripatetiker Menephyllus mit den Worten an Hylas: Du siehst jetzt, daß die Frage kein Spott und keine Beleidigung war. Daher laß nun diesen starrsinnigen Ajas, dessen Name schon, wie Sophokles (Ajas 913 f.) sagt, eine böse Vorbedeutung hat, bei Seite und halte es mit Poseidon, von dem du uns selbst zu erzählen pflegst, wie oft er schon besiegt worden sei, hier in Athen von der Athene, in Delphi von Apollon, in Argos von der Hera, auf Aegina von Zeus, und auf Naxos von Dionysus, und wie er doch bei allem diesem

*) Zwischen der Erde und der Unterwelt.
**) Od. X, 552 f.

Mißgeschick gelassen und ohne Zorn geblieben sei. Hier hat er sogar einen Tempel mit der Athene gemeinschaftlich, in welchem auch ein Altar der Lethe steht. Da bemerkte Hylas, der schon heiterer geworden zu sein schien: aber das hast du, lieber Menephyllus, übersehen, daß wir auch den zweiten Tag des Boëdromion, und zwar nicht wegen des Mondes, sondern darum auslassen, weil man glaubt, daß an diesem Tage die beiden Gottheiten mit einander gestritten haben. Wahrlich, setzte Lamprias hinzu, er betrug sich noch bescheidener als Thrasybulus, sofern er nicht, wie dieser, als Sieger, sondern als Besiegter *) [seinen Groll vergaß.

* * *

Lysander sodann pflegte zu sagen, Knaben müsse man mit Würfeln], **) Männer aber mit Eidschwüren betrügen; worauf Glaukias

---

*) Hier ist der Schluß der sechsten und der Anfang der zwölften Frage nebst den dazwischenliegenden Fragen 7—11 verloren gegangen; jedoch haben sich von denselben die Ueberschriften erhalten. Sie lauten:

7. Woher kommt die Dreitheilung der Chorgesänge?
8. Wodurch unterscheiden sich die consonirenden Accorde von den harmonischen?
9. Was ist die Ursache des consonirenden Accords? Ingleichen, warum hat, wenn zwei consonirende Accorde zugleich angeschlagen werden, der tiefere die Melodie?
10. Woher kommt es, daß, obwohl die Verfinsterungsperioden der Sonne und des Mondes an Zahl einander gleich sind, doch der Mond öfter als die Sonne verfinstert erscheint?
11. Wir bleiben uns nicht gleich, weil unsere Substanz fortwährend schwindet.
12. Was ist wahrscheinlicher, daß die Gesammtheit der Gestirne eine gerade oder eine ungerade Zahl ausmache?

**) Die in Klammern stehenden Worte sind zur Ergänzung des

bemerkte, diese Redensart habe er auch dem Tyrannen Polykrates zuschreiben hören, und es werde das Gleiche wahrscheinlich auch noch von Andern erzählt werden. Aber zu welchem Zwecke thust du diese Frage? Darauf erwiderte Sospis: dies thue ich, weiß Gott, weil ich sehe, daß die Knaben mit Würfeln, die Akademiker aber mit Gründen grad oder ungrad spielen. Denn solche Schwätzer unterscheiden sich in Nichts von Denen, welche Andere fragen, ob die Stücke, die sie in der Hand zusammenfassen und zusammenpressen, gerade oder ungerade seien. Da erhob sich Protogenes und rief mir beim Namen zu: warum sollen wir denn diese Rhetoren hier üppig thun lassen, die blos über die Andern lachen, sich selbst aber gar nichts fragen lassen und keinen Beitrag zur Unterhaltung geben? Sie werden doch, bei Gott, nicht vorgeben wollen, sie nehmen an einer Unterhaltung beim Weine deswegen nicht Theil, weil sie Bewunderer und Verehrer des Demosthenes seien, der in seinem ganzen Leben keinen Wein trank. Dies ist wohl nicht der Grund, erwiderte ich, sondern wir haben sie gar nichts gefragt, und wenn du gerade nichts Besseres weißt, so will ich ihnen aus den homerischen Rechtsfragen einen Fall aufgeben, bei welchem zwei widerstreitende Gesetze zu berücksichtigen sind.

Dreizehnte Frage:

Ueber den Widerstreit der Gesetze im dritten Buche der Ilias.

1. Was ist das für ein Fall? fragte Protogenes; worauf ich erwiderte: ich werde ihn dir mittheilen, und zugleich den Rhetoren

---

letzten Satzes der sechsten Frage und des ersten Satzes vom Schlusse der zwölften Frage aus dem Zusammenhang eingefügt.

hier aufgeben; sie mögen daher jetzt aufmerken. Alexander nämlich fordert den Menelaus unter folgenden Bedingungen zum Zweikampf auf (Il. III, 68 ff.):

Laßt in der Mitte mich dann mit dem Aresfreund Menelaus
Kämpfen allein um Helena selbst und die sämmtlichen Güter.
Wer von Beiden im Kampf obsiegt und der Stärkere sein wird,
Nehme das Weib und die Güter gesammt und ziehe zur Heimat.

Dann macht Hektor diese Ausforderung dem ganzen Heere bekannt, und braucht dabei fast dieselben Worte (Il. III, 88 f. 255.):

Dieser begehrt, ihr Andern, die Danaer all' und die Troer,
Sollet die Wehr hinlegen zur nahrungsprossenden Erde.
Er will mitten vor euch mit dem Aresfreund Menelaus
Kämpfen allein um die Helena selbst und die sämmtlichen Güter:
Wer in dem Kampf obsiegt, dem folget das Weib mit den Gütern.

Da Menelaus den Vorschlag annimmt, so wird der Vertrag beschworen, wobei Agamemnon mit den Worten beginnt (Il. III, 281 ff.):

Wenn Alexandros siegt und der Held Menelaus besiegt wird,
Selber behalt' er die Helena dann nebst sämmtlichen Gütern;
Aber wenn Menelaus der Blonde den Paris erleget,
Dann erstatten die Troer das Weib ihm zurück mit den Gütern.

Als nun Menelaus seinen Gegner besiegte, aber nicht tödtete, so erhoben beide Theile Anspruch und stützten sich dafür auf die gleichen Gründe, wie ihre Gegner: die Einen fordern das Versprochene zurück, weil Paris besiegt sei, die Andern wollen es nicht herausliefern, weil er nicht getödtet worden sei. Wie man nun diesen Rechtsstreit entscheiden und den Widerspruch des Gesetzes schlichten solle, das zu beurtheilen ist nicht Aufgabe der Philosophen oder Grammatiker, sondern Sache der Rhetoren, welche, wie ihr, zugleich auch in der Literatur und Philosophie bewandert sind

2. Sospis meinte nun, das Vorbringen des Herausfordernden sei entscheidend und habe gleichsam Gesetzeskraft; denn dieser gab die Bedingungen des Kampfes an; Diejenigen dagegen, welche dieselben annahmen und sich ihnen fügten, seien nicht befugt noch etwas beizufügen. Die Ausforderung gieng aber nicht auf Todtschlag oder Tod, sondern auf Sieg oder Unterliegen, und dies mit allem Recht. Denn das Weib sollte dem Tüchtigeren gehören, und dies ist der Sieger; den Tod aber erleidet oft der Tapfere vom Feigen, wie später Achilleus von Paris mit einem Pfeile getödtet wurde, und es wird wohl Niemand behaupten, Achilleus sei, weil er fiel, besiegt worden, und Niemand dem Bogenschützen den Sieg, sondern einen unverdienten Glücksfall zuschreiben. Hektor dagegen wurde schon vor seinem Tode besiegt, da er nicht Stand hielt und dem Angriff des Achilleus sich durch die Flucht entzog. Denn wer den Muth verliert und die Flucht ergreift, der ist unweigerlich besiegt und gesteht die Ueberlegenheit seines Gegners zu. Daher sagt fürs Erste Iris, da sie der Helena die Nachricht bringt (Il. III, 138 f.):

Wollen mit ragendem Speer sich um deinetwillen bekämpfen.
Wer in dem Kampf obsiegt, der nennt dich traute Gemahlin.

Sodann erkennt auch Zeus dem Menelaus den Kampfpreis zu mit den Worten (Il. IV, 13):

Aber gesiegt hat wahrlich der tapfere Held Menelaus.

Denn es wäre lächerlich, wenn man den Paris, weil er den Menelaus, der nicht darauf gefaßt war und sich nicht in Acht nahm, aus weiter Entfernung mit einem Wurfspieß verwundete, für den Sieger halten und annehmen wollte, Menelaus, dem er versagte und ausriß und sich in den Schoß seines Weibes verkroch, und im Leben schon entwaffnet

wurde,*) habe den Siegespreis nicht verdient, der selbst nach den Bedingungen der Herausforderung des Andern als überlegener Gegner erschien.

3. Da entgegnete Glaukias: fürs Erste gilt bei Beschlüssen und Gesetzen und ebenso bei Verträgen und Uebereinkünften das, was später hinzukommt, für maßgebender und zuverlässiger als die ersten Grundlagen derselben; und den letzten Zusatz bildeten die von Agamemnon verkündigten Bedingungen, welche erst durch den Tod, und nicht durch die Ueberwindung des Unterliegenden, in Erfüllung gehen. Sodann wurde die erste Bedingung nur mit Worten vereinbart, die zweite aber beschworen, und sprach Flüche über die Uebertreter aus, und wurde nicht blos von Einem Manne, sondern von allen zusammen angenommen und gutgeheißen; somit sind die letzten Bedingungen eine förmliche Uebereinkunft geworden, während die früheren nur Vorschläge waren. Es bestätigt dieß auch Priamus, welcher nach dem Schwur die Versammlung mit den Worten verließ (Il. III, 308):

Zeus nur weiß es gewiß und die übrigen ewigen Götter,
Wem von Beiden der Tod vom Geschick zum Ziele bestimmt ist,

denn er wußte wohl, daß dies die Bedingung des Vertrages war. Daher sagt auch bald hernach Hektor (Il. VII, 69):

Zeus' hochthronende Macht hat nicht uns erfüllet den Treubund,

denn der Kampf blieb ohne Erfolg und nahm ein zweifelhaftes Ende, weil Keiner von Beiden gefallen war. Daher scheint mir auch diese Aufgabe keinen Widerspruch zweier Gesetze zu bieten, da das erste in dem zweiten mit enthalten ist. Wer nämlich den Andern tödtet, hat

---

*) Sonst heißt σκυλεύω: dem getödteten Feind die Rüstung rauben.

gewonnen; aber der Sieger tödtete den Andern nicht. Um es kurz zu sagen, hat Agamemnon den Vorschlag des Hektor nicht umgestoßen, sondern nur erläutert, und nichts daran geändert, sondern nur die entscheidende Bestimmung beigefügt, daß unter dem Sieg die Tödtung des Gegners zu verstehen sei. Denn nur ein solcher Sieg ist ein vollständiger Sieg; jeder andere gibt Veranlassung zu Ausflüchten und Einreden, wie der des Menelaus, welcher seinen Gegner weder verwundete, noch verfolgte. Wie nun bei wirklichen Widersprüchen in den Gesetzen die Richter sich an die unbestrittenen Bestimmungen halten und die zweifelhaften unbeachtet lassen, so muß man auch im vorliegenden Falle diejenige Bedingung, welche die Entscheidung des Kampfes mit unwidersprechlicher Genauigkeit bestimmt, für zuverlässiger und gültiger halten. Der stärkste Beweis dafür liegt jedoch darin, daß selbst Der, welchem man den Sieg zuschrieb, von seinem fliehenden Gegner nicht abließ und sich nicht beruhigte, sondern überall unter der Kriegsschaar herumgieng (Il. III, 450):

Ob er den göttlichen Paris vielleicht wo möchte gewahren,

womit er selbst gestand, daß sein Sieg ungültig und unvollständig sei. Wie ihm nun Paris entkommen war, erinnerte er sich wohl der Worte, die er selbst gesprochen hatte (Il. III, 101 f):

Wem nunmehr von uns Beiden der Tod und die Kere bestimmt ist,
Sterbe denn der; ihr Andern versöhnt euch schnell mit einander.

Darum mußte er nach dem Paris suchen, um durch seine Tödtung den Kampf zum Ziele zu führen; da er ihn aber weder getödtet, noch gefangen hatte, so hatte er keinen Rechtsanspruch auf den Siegespreis. Denn er hatte nicht wirklich gesiegt, wie aus seinen eigenen Worten zu entnehmen ist, wo er sich über Zeus beschwert und das Fehlschlagen seiner Hoffnung bejammert (Il. III, 365 f.):

Grausam, Vater Kronion, wie kein Unsterblicher, bist du!
Ja, zu bestrafen gedacht' ich die frevele That Alexanders;
Doch es zersprang in der Hand mir das Schwert, und nichtig entsauste
Meine geschwungene Lanze der Faust: nicht traf sie den Gegner.

Er gesteht damit selbst, wie es ihm nichts helfe, daß er dem Paris den Schild durchbohrt und den ihm entfallenen Helm erbeutet habe, wenn er seinen Gegner nicht treffe und tödte.

Vierzehnte Frage:

Einige nicht gewöhnliche Betrachtungen über die Zahl der Musen.

1. Hierauf spendeten wir den Musen ein Trankopfer und stimmten den Lobgesang auf den Musenführer Apollon an und sangen dann mit Eraton, der uns auf der Lyra begleitete, die Verse des Hesiodus über den Ursprung der Musen. *) Nach dem Gesange begann der Rhetor Herodes: höret nur darauf, Ihr welche die Kalliope uns entreißen wollet, wie er sagt, sie halte sich bei Königen auf, die nicht eben Syllogismen auflösen und nach Metallattonten **) fragen, sondern mit den Aufgaben der Volksredner und Staatsmänner sich beschäftigen; unter den übrigen Musen sodann hat die Klio das Fach der Lobreden in Besitz, denn diese wurden früher Klea genannt; die Polymnia die Geschichte, denn ihr Name heißt Erinnerung an Vieles. An manchen Orten, z. B. in Leum, ***) werden, wie erzählt wird, die Musen überhaupt Mneiai † genannt, auf Terpsichore ††

*) Theog. 1 f.
**) Eine Gattung sophistischer Schlüsse.
***) Ein unsicherer Ortsname.
†) Erinnerung.
††) Andere lesen: Euterpe.

mache ich selbst einigen Anspruch, sofern es ihr, wie Chrysippus sagt, zukommt, das Gespräch angenehm und reizend zu machen, denn der Redner ist nicht blos rechtskundig und ein Rathgeber, sondern auch gesellig, und wir besitzen eine große Gewandtheit in Ergebenheits- und Vertheidigungs- und Schutzreden; meistens aber haben wir mit Loben oder Tadeln zu thun, und erreichen damit bedeutende Erfolge, wenn wir geschickt damit umzugehen verstehen; während wir, wenn wir es unbewandert und ungeschickt angreifen, das Ziel verfehlen. Denn jener Ausspruch (Od. X, 38 f.):

> Wunder, wie sehr doch dieser geliebt und geachtet bei allen
> Sterblichen ist,

paßt, wie ich meine, eher als für die Könige, für die Redner, weil sie die Gewandtheit besitzen, eine bestechende und hinreißende Unterredung zu führen.

2. Da bemerkte Ammonius: lieber Herodes, es wäre unverständig, es dir zu verdenken, daß du mit beiden Händen nach den Musen greifst, während doch unter Freunden Alles gemeinschaftlich ist. Ebendeswegen hat Zeus so viele Musen erschaffen, damit sich Alle einen ungeschmälerten Genuß des Schönen verschaffen können. Denn die Jägerei und den Kriegsdienst und die Seefahrt und ein Handwerk haben wir nicht Alle nöthig, aber Bildung und Redefertigkeit brauchen wir Alle,

> Die wir fassen die Früchte der weiten, geräumigen Erde. *)

Daher erschuf Zeus nur Eine Athene und nur Eine Artemis und nur Einen Hephästus, aber der Musen viele. Warum es aber gerade neun, nicht mehr und nicht weniger sind, könntest du uns wohl sagen;

---

*) Von Simonides.

ich bin nämlich überzeugt, daß du, der du ein so großer Verehrer der Musen und so reich von ihnen begabt bist, schon darüber nachgedacht hast. Wie soll denn dieß, erwiderte Herodes, eine besondere Weisheit sein, da ja Jedermann es immer im Munde führt, daß die Neunzahl das erste Quadrat der ersten ungeraden Wurzel ist, und durch Multiplication mit einer ungeraden Zahl ungerade ist, sofern sie sich in drei einander gleiche ungerade Zahlen theilen läßt. Darauf bemerkte Ammonius lächelnd: dieß hast du gut im Gedächtniß gehabt; aber füge dem noch weiter bei, daß diese Zahl aus den zwei ersten Kubikzahlen eins und acht zusammengefügt ist, und dann auch nach einer anderen Zusammenstellung aus zwei Dreiecken, nämlich aus der Dreizahl und Sechszahl besteht, deren jede selbst wieder ihren Faktoren gleich ist. Aber warum soll diese Zahl für die Musen besser passen als für die andern Götter, da wir ja neun Musen, aber nicht ebensoviele Demeter und Athene und Artemis haben; denn das wirst du doch auch nicht glauben, daß es so viele Musen seien, weil der Name ihrer Mutter (Mnesymone) aus neun Buchstaben besteht. Darüber mußte Herodes lachen; als es aber wieder stille geworden, forderte uns Ammonius auf, die Erklärung zu versuchen. Da bemerkte mein Bruder, in alter Zeit habe man nur drei Musen gekannt; dies erst noch zu beweisen, würde in einer Gesellschaft so vieler gelehrten Männer pedantisch und unschicklich sein. Der Grund liege jedoch nicht, wie Manche annehmen, in der Dreitheilung des Tonsystems in das diatonische, chromatische und enharmonische, und auch nicht in der Dreizahl der Grenzen, welche Intervalle bilden, nämlich die unterste, mittlere und oberste Saite. Freilich haben die Delpher die Muse nach diesen benannt, aber sie thaten sehr unrecht daran, dieselbe auf eine einzige Wissenschaft oder vielmehr auf einen Theil derselben, die musikalische Harmonie, zu beschränken. Weil aber die Altvordern

bemerkten, daß alle Wissenschaften und Künste, welche auf dem Denken und Sprechen beruhen, drei Klassen, die philosophische, rhetorische und mathematische, bilden, so betrachteten sie diese als Geschenke und Wohlthaten dreier Göttinnen und nahmen so die Zahl von drei Musen an. Wie sich dann später, im Zeitalter des Hesiodus, die Wissenschaften bereits weiter entwickelt hatten, so fanden sie bei der Zerlegung derselben in ihre Theile und Arten, daß jede derselben in sich selbst wieder drei verschiedene Fächer enthalten, sofern nämlich in der Mathematik die Musik, Arithmetik und Geometrie, in der Philosophie die Logik, Ethik und Physik enthalten sind, und innerhalb der Redekunst zuerst die Lobrede, hernach die berathende Rede und zuletzt die Gerichtsrede aufgekommen ist. Weil sie nun keines dieser Gebiete ohne Einwirkung der Götter, d. h. der Musen, sich denken konnten, und überzeugt waren, daß sie unter einer höheren Aufsicht und Leitung stehen, so haben sie die entsprechende Zahl der Musen nicht sowohl geschaffen, sondern als bereits bestehend aufgefunden. Wie nun die Neunzahl sich in drei Dreizahlen theilen läßt, und jede von diesen wieder in drei Einheiten sich theilt, so findet sich auch hier eine allgemeine Einheit, nämlich die Richtigkeit der Rede in Betreff der Wahrheit; jede ihrer drei Klassen theilt sich wieder in drei Fächer, deren jedem sodann eine einzelne Muse zugetheilt ist, welche es pflegt und vervollkommnet. Ich denke, die Dichter und Astronomen werden mir nicht den Vorwurf machen, daß ich ihre Fächer ausgelassen habe, da sie ja so gut wie ich wissen, daß die Astronomie zur Geometrie und die Dichtkunst zur Musik gehört.

4. Darauf erwiderte der Arzt Tryphon: aber wie kommt es, daß du unserer Kunst den Musentempel verschließest? und gleich darauf fiel auch Dionysius von Melite über ihn her mit den Worten: du gibst Vielen Anlaß zur Klage gegen dich; denn auch wir Landwirthe

eignen uns die Thalia zu, sofern wir ihr die Sorge und den Schutz für das gute Blühen und Wachsen der Pflanzen zuschreiben. Ihr habt Unrecht, erwiderte ich, denn für euch ist Demeter die Gabenspenderin und, wie Pindarus sagt, Dionysos

Mehrt der Bäume Ertrag und erfreut vielfach die Menschen durch die im Glanze prangende Obstfrucht.

Und die Aerzte haben, wie bekannt, den Asklepius zum Oberhaupte und halten sich ausschließlich an den Arzt Apollon und nicht an den Musenführer; denn, wie Homer sagt, es brauchen alle Menschen Götter, aber nicht jeder alle Götter. Darüber jedoch wundere ich mich, wie Lamprias die eigene Erklärung der Delphier übersehen konnte, welche behaupten, nicht nach den Tönen und Saiten habe man bei ihnen die Musen benannt, sondern weil das Weltganze in drei Regionen getheilt sei, deren erste den Fixsternen, die zweite den Planeten, die dritte den Dingen unter dem Monde angewiesen sei. Es seien aber alle drei nach harmonischen Verhältnissen mit einander verbunden, und über jede sei eine Muse als Wächterin gesetzt: über die oberste Region die Hypate, über die unterste die Neate, und die mittlere Region hält die Muse zusammen die zugleich so viel möglich das Sterbliche mit dem Göttlichen und das Irdische mit dem Himmlischen in Verbindung erhält. Auf dasselbe deutet auch Platon mit den Namen der Mören hin, die er Atropos, Lachesis und Klotho nennt, während er über die Kreisbewegung der acht Himmelskugeln ebensoviele Sirenen, aber keine Musen gesetzt hat.

5. Da ergriff der Peripatetiker Menephyllus das Wort und sagte: der Glaube der Delphier hat immerhin einige Wahrscheinlichkeit; Platon aber handelt abgeschmackt, daß er die ewigen und göttlichen Kreisläufe nicht den Musen, sondern den Sirenen als Sitz an-

weist, die keine Freunde der Menschen und keine glückbringenden Geister sind; die Musen aber entweder ganz bei Seite läßt, oder sie mit dem Namen der Mören belegt und Töchter der Nothwendigkeit nennt. Denn die Nothwendigkeit hat nichts mit den Musen gemein, dagegen die Peitho*) liebt die Musen und haßt deßhalb, wie ich glaube, die unerträgliche Nothwendigkeit noch viel mehr als die Charis bei Empedokles.

6. Allerdings, erwiderte Ammonius, diejenige Nothwendigkeit, welche uns gegen unsern Willen und Vorsatz zum Handeln zwingt. Aber die göttliche Nothwendigkeit ist nicht unerträglich, noch unfügsam, noch gewaltthätig, außer gegen die Bösen, gleich wie in einer Stadt den guten Bürgern das Gesetz für das Beste, und für unabänderlich und unverletzlich gilt, nicht weil sie es nicht ändern können, sondern weil sie es nicht ändern wollen. Ueber die homerische Sage von den Sirenen aber haben wir keinen Grund zu erschrecken, denn der Dichter gibt uns deutlich zu verstehen, daß die Wirkung ihrer Musik dem Menschen nicht feindlich und verderblich ist, sondern daß sie den Seelen, welche von hier dorthin wandern, wie man annehmen muß, und nach dem Tode herumirren, Liebe zu den himmlischen und göttlichen Dingen und Vergessenheit der irdischen Dingen einflößt und durch ihre Zauberkraft sie fesselt und zurückhält, so daß sie vor Freude ihnen folgen und sich mit ihnen umdrehen. Hieher bis zu uns aber kommt von jener Musik nur ein dumpfer Widerhall, welcher mittelst der Rede die Seelen aufweckt und ihnen ihren frühern Zustand wieder in die Erinnerung bringt, die durch die Hemmnisse des Fleisches und unreine Leidenschaften bei den Meisten schon verdunkelt und ausgelöscht ist. Diejenige Seele dagegen, welche in Folge ihrer

*) Die Götrin der Ueberredung.

guten Anlage ihn vernimmt, und sich erinnert, wird von der rasendsten Begierde nach ihr aufs Leidenschaftlichste gefaßt und gibt sich in ihrer Sehnsucht alle Mühe, sich von dem Körper loszumachen, was doch nicht möglich ist. Dennoch stimme ich dieser Ansicht nicht in Allem bei, sondern wie Platon die Himmelsaxe Spindeln und Rocken und die Sterne Wertel nennt, so, glaube ich, nennt er auch die Musen in veränderter Weise Sirenen, welche den Willen der Götter schauen und in der Unterwelt bekannt machen, wie Odysseus bei Sophokles sagt, die Sirenen seien herbeigekommen

Des Phorkus Töchter, die des Hades Satzung schau'n.

Acht Musen sind den Himmelskugeln zugetheilt, und Eine hat ihren Platz in der Region der Erde erhalten. Die Ersteren, welche über die acht Kreisläufe gesetzt sind, müssen die Harmonie der Planeten unter sich und mit den Fixsternen in Ordnung halten, die aber, welche die Region zwischen der Erde und dem Monde beaufsichtigt und in demselben herumwandelt, läßt den Menschen so viel Wonne und Rythmus und Harmonie zukommen als sie vernehmen und fassen können, und theilt ihnen mittelst Rede und Gesang die für das bürgerliche und gesellschaftliche Leben behülfliche Ueberredungsgabe mit, die uns tröstet und unsere Unruhe beschwichtigt und das, was verirrt ist, wie von einem ungangbaren Wege, zurückruft und wieder auf den rechten Weg hinführt, wie Pindarus sagt (Pythia I. 25 f.):

Wer jedoch Zeus nicht gefällt, der entsezt sich wenn die Stimm
Der Pieriden er höret.

7. Ammonius beschloß seinen Vortrag wie gewöhnlich mit dem Verse des Xenophanes:

Dieß darf höher man nicht ansehn als nahe der Wahrheit,

und forderte dann noch Jeden auf, seine Ansichten mitzutheilen. Nach

kurzem Stillschweigen sagte ich: Platon glaubt aus den Namen der Götter, wie aus Spuren, ihre Eigenschaften herausfinden zu können; dem entsprechend wollen auch wir eine der Musen, natürlich die Urania, in dem Himmel und über die himmlischen Dinge setzen. Diese werden wahrscheinlich nicht viele und verwickelte Regierungssorgen erfordern, weil sie nur einem einzigen und einfachen Gesetze, der Natur, folgen. Wo aber viele Vergehen und Excesse und Uebertretungen vorkommen, dahin wollen wir die acht andern Musen versetzen, wo jede einer andern Art der Schlechtigkeit und Unordnung abzuhelfen hat. Da nun unser Leben zwischen Ernst und Scherz getheilt ist und bei beiden Anstand und Ordnung eingehalten werden soll, so werden wohl Kalliope, Klio und Thalia, welche uns zur Kenntniß und Anschauung der Götter anleitet, unsere ernsthaften Beschäftigungen überwachen und in Ordnung halten; die übrigen sodann lassen unsern Hang zu Vergnügen und Scherz nicht in Folge unserer Schwachheit in Unmäßigkeit und Rohheit sich verlaufen, sondern mildern denselben durch Tanz, Gesang und rythmische Reigen und Harmonie und Vernunft, und leiten ihn auf den Weg des Anstands und der Ehrbarkeit.

Da jedoch Platon für jede Handlung zwei Grundursachen annimmt, nämlich den uns angeborenen Hang zum Vergnügen und die uns von außen zukommende Willensmeinung, welche immer nach dem Guten strebt, und die erstere zuweilen Leidenschaft, die letztere Vernunft nennt, und jede von beiden wieder verschiedene Abstufungen bietet, so schließe ich daraus, daß beide einer strengen und wahrhaft göttlichen Zucht bedürfen. So ist es z. B. gleich eine Sache der Vernunft, als König zu herrschen und einen Staat zu verwalten, und darüber ist nach Hesiod Kalliope gesetzt. Klio sodann hat das Amt, die Ruhmbegierde zu verherrlichen und aufzustacheln, die

Polymnia überwacht die Lernbegierde und das Gedächtniß der Seele, daher man auch in Sikyon eine der drei Musen Polymathia nennt. Der Euterpe sodann wird wohl Jedermann die Ueberwachung des unveränderten Bestandes der Natur zuschreiben, und keinem anderen Theile reinere und schönere Genüsse und Ergötzlichkeit zugestehen. Was ferner die Begierden betrifft, so nimmt die Thalia der Lust am Essen und Trinken ihren unmenschlichen und thierischen Charakter und macht aus derselben ein geselliges Mahl; daher braucht man das Wort Thaliazein *) nur von Solchen, welche sich zu einem freundlichen und heiteren Gelage vereinigen, nicht aber von denen, die sich berauschen und Excesse begehen. Dem heftigen Triebe zum Beischlaf steht Erato mit überzeugendem Zuspruch zur Seite, der Vernunft und Maß in die Sache bringt, die Ueppigkeit und Heftigkeit des Liebestriebs stillt und ihn in Zuneigung und Treue, nicht aber in Zuchtlosigkeit und Ausschweifung, übergehen läßt. Die Augen- und Ohrengenüsse endlich, mögen nun die Vernunft oder die Leidenschaft mehr dabei betheiligt sein, haben die beiden übrigen Musen, Melpomene und Terpsichore, in Ordnung zu halten übernommen, in der Art, daß die erste nicht zur Bezauberung, sondern nur zum Frohsinn, die andere nicht zur Berückung, sondern nur zur Freude führt.

Fünfzehente Frage:

Die Dreitheilung des Tanzes in Schwung, Stellung und Vormachen, und die Verwandtschaft der Tanzkunst mit der Dichtkunst.

1. Hierauf wurden die zu Siegespreisen für den Tanz der

*) Ein Festmahl halten.

Knaben bestimmten Honigkuchen aufgetragen. Zu Preisrichtern wurden Meniskus, der Lehrer der Gymnastik, und mein Bruder Lamprias gewählt, welcher die Pyrrhiche*) täuschend ähnlich getanzt hatte und auf dem Ringplatz sich in dem Gesticuliren mit den Händen vor allen andern Knaben ausgezeichnet haben sollte. Da Viele beim Tanzen mehr Eifer als Geschicklichkeit zeigten, so wünschten Mehrere daß Zwei, welche sich ausgezeichnet hatten und die Ehre der richtigen Tanzweise retten wollten, Gang um Gang tanzen möchten. Da wünschte nun des Ammonius Sohn Thrasybulus zu wissen, was das Wort Gang bedeute und gab so dem Ammonius Anlaß, sich über die verschiedenen Formen des Tanzes das Weitere auszulassen.

2. Es gehören dazu, sagte er, drei Stücke: der Schwung, die Stellung und das Vormachen. Denn der Tanz besteht aus der Bewegung und Haltung des Körpers, wie die Melodie aus Tönen und Intervallen. Hier aber beim Tanze machen die Pausen den Bewegungen ein Ende. Diese Bewegungen nun nennt man den Schwung, und unter Stellung versteht man die Haltung und Geberden des Körpers, in welche die schnellen Bewegungen auslaufen, wenn die Tänzer mit ihrem Körper die Gestalt des Apollon oder Pan oder einer Bacchantin darstellen und in dieser malerischen Haltung verharren. Das dritte Stück endlich, das Vormachen, ist nicht nachahmend, sondern eine unverhüllte Darstellung der zu Grunde liegenden Handlung. So wenden auch die Dichter die eigentlichen Namen zur Bezeichnung an, wenn sie den Achilleus und Odysseus und die Erde und den Himmel mit den Namen benennen, die sie im gewöhnlichen Leben führen. Aber zu bildlicher und nachdrucksvoller Darstellung und zur Nach-

*) Ein Waffentanz, welcher die kriegerischen Bewegungen und Handgriffe darstellte.

ahmung und Bildung von Naturlauten, verwenden sie auch Metaphern, indem sie die Krümmungen der Flüsse durch „Brausen“ und „Plätschern“ bezeichnen und die Geschosse als „trachtend im Fleische zu schwelgen“ besingen, und von einer unentschiedenen Schlacht sagen: „gleich ins Gefecht mit den Häuptern gewandt“. *) Auch bringen sie in ihren Liedern, um die Wirklichkeit nachzuahmen, viele Zusammenstellungen von Wörtern an, wie z. B. Euripides:

Der Gorgotödter, fliegend durch den heiligen Aether des Zeus,

und Pindarus von einem Pferde sagt (Ol. I. 31 f.):

Das am Alpheios rannte und auf
Der Rennbahn den Leib gezeigt ungespornt,

und Homer vom Wagenrennen (Il. XXIII. 503 f.):

Während der prächtige Wagen, mit Zinn und Golde verzieret,
Hurtig dem raschen Gespann nachrollete.

So ahmt auch beim Tanze die Stellung die Gestalt und Erscheinung nach, und der Schwung stellt eine Leidenschaft oder Handlung oder eine Geschicklichkeit dar, und mit dem Vormachen zeigt man geradezu die Gegenstände selbst, die Erde, den Himmel und die Umstehenden. Wenn nun dieses nach einer bestimmten Ordnung und Zahl geschieht, so hat es viele Aehnlichkeit mit den eigentlichen Namen, die von den Dichtern mit zierlichen und fließenden Prädikaten begleitet werden, wie z. B.

Themis die züchtige, und Aphrodite mit prächtigen Augen,
Und die Hera mit goldenem Kranz und die schöne Dione, **)

und:

Hellen erzeugete Könige, welche Gerechtigkeit übten,
Dorus nämlich und Xuthus und Aeolus, Kämpfer vom Wagen.

*) Il. XI. 72. 574.

**) Diese beiden Verse sind aus Hesiod Theog. 16 f.

Wenn das Vormachen aber nicht nach bestimmter Ordnung und Zahl vor sich geht, gleicht es den prosaischen und falsch gemessenen Versen, wie z. B.:

Des Einen Sohn war Herakles, des Andern Iphitus,

oder:

Deren Vater und Mann und Sohn und Brüder und Ahnen
Könige waren; man nennt in Hellas sie Olympias.

Denn auch beim Tanze werden solche Fehler durch das Vormachen begangen, wenn in ihm nicht Wahrscheinlichkeit und Anmuth mit Anstand und Einfachheit verbunden ist. Ueberhaupt, sagte er, muß man das, was Simonides von der Malerei sagt,*) vielmehr auf die Tanzkunst übertragen, und behaupten, daß diese eine stumme Poesie, und umgekehrt die Poesie ein sprechender Tanz sei. Demgemäß, sagte er, habe weder die Malerei mit der Dichtkunst, noch diese mit jener etwas gemein, denn sie brauchen einander gar nicht; die Tanzkunst und Dichtkunst dagegen haben durchgängig einen Antheil mit einander gemein, welche beide, namentlich wenn sie die nachdrucksvolle Gattung der Hyporcheme **) darstellen, mit Worten und Gebärden die nachahmende Darstellung zur höchsten Vollendung bringen. ***) Es könnte daher scheinen, daß die Gedichte ebenso wie die Gemälde auf Linien beruhen, welche die Gestalten umgrenzen. Aber Der, welcher für den berühmtesten Hyporchemendichter galt, und in täuschend

*) Daß nämlich diese eine stumme Dichtkunst und die Dichtkunst eine sprechende Malerei sei.

**) Ein Chorgesang der nicht blos vom Chor mit Tanz und Gesang aufgeführt wurde, sondern wo noch besondere Pantomimen die gesungenen Worte mit Gebärdenspiel begleiteten.

***) Hier scheint Einiges ausgefallen zu sein.

ähnlicher Darstellung sich selbst übertroffen haben soll,*) sagt deutlich, daß jede unserer beiden Künste der andern bedürfe, denn die Verse:

Wenn ich spiele das unnahbar **) Pferd
Oder den Amykläer-Hund,
Mit dem Fuße dann dreh ich mich folgend der krummen Melodie des Mimus.

oder folgende:

Wie also auf Dotiums Blumengefild wie im Fluge der Hund
Den gehörneten Hirsch zu ereilen
Strebet, um den Tod zu bringen ihm,
Welcher auf dem Nacken sein Haupt auf dem ganzen Weg drehet rückwärts u. s. w.

sagen ganz deutlich, daß die Gestalten des Tanzes zum Dichten auffordern, und die Hände und Füße, oder vielmehr den ganzen Körper durch die Gesänge, wie mit Schnüren an sich ziehen und anspannen, so daß, wenn er diese hersagen oder singen hört, nicht ruhig bleiben kann. Und so scheut sich jener Dichter nicht, sich ebenso wie seiner Dichtkunst auch seiner Tanzkunst zu rühmen:

Obwohl ich jetzt alt bin,
So kann ich doch zum rührigen Tanz die Füße mir
Flechten, welchen man nennet die kretische Weise.

Aber die musikalische Verderbniß hat in unserer Zeit kein anderes Fach so sehr ergriffen, wie das Tanzen, und es ist jetzt eingetroffen, was Ibykus in banger Ahnung dichtete:

---

*) Simonides, von welchem alle nachfolgenden Gedichte herrühren.

**) Eine andere Lesart ist das thessalische.

Ich fürchte, daß die Sündenschuld
Gegen Götter Ehre mir bringt bei den Menschen.

Denn die Tanzkunst hat die Verbindung mit jener himmlischen *) Dichtkunst aufgegeben und sich die gemeine Poesie als Freundin zugesellt, und beherrscht, die bethörten und sinnlosen Theater, nachdem sie sich wie ein Tyrann fast alle Musik unterthan gemacht, in Wirklichkeit aber bei den verständigen und ehrenhaften Leuten alle Achtung verloren hat.

Dieß, lieber Sossius Senekio war so ziemlich das Lezte, was wir in den Tagen des Musenfestes bei dem trefflichen Ammonius verhandelt haben.

---

*) Diese beiden Prädikate sind von dem Gegensatz der Aphrodite Urania und Pandemos, d. h. der geistigen und sinnlichen Liebe, entnommen.

Inhalt der Tischreden.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Drittes Buch.

Viertes Buch.

Fünftes Buch.

Sechstes Buch.

Siebentes Buch.

Achtes Buch.

Neuntes Buch.

Druck der J. B. Metzler'schen Buchdruckerei in Stuttgart.